<36603149910010

<36603149910010

Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 784-11

1)
2) 127
3) 203

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Elfter Theil.

Verbesserter Abdruck.

Berlin
bei Joh. Daniel Sander.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Die Brüder.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Steinspring.

Matt an Laval.

Da bin ich wieder, mein Herzens-Freund; und der Zufall wirft mich mitten in die fröhliche Weinlese, mitten in die Freudengesänge, unter die Geigen- und Flötentöne, unter die Tänze, in das frohe, rege Leben des jauchzenden Volkes. Es war mir, als empfinge das Freudengeschrei in den Weingärten den Heimkehrenden, als feierte jedes Fest meine Zurückkunft.

Vor sechzehn Jahren hing ich an deinem Halse, und sagte: ich werde nie wieder fröhlich seyn! O, weißt du noch, wie ich zum letzten Male bei Landsend dir die Hand reichte, das Boot mich erwartete, das Meer mit sei-

nen rauschenden Wellen vor mir lag, und du ausriefest: „o, trage ihn hin! bringe ihn froher zurück!" und wie ich dir zurief: „sage das nicht! o, sage es nicht! Es bedecke bald dieses trostlose Herz!"

Schweigend rissen wir uns von einander los. O, damals glaubte ich nicht, daß mir noch eine frohe Minute erscheinen könnte. Doch die Zeit bedeckt alles, auch die tiefsten Wunden des Herzens. Sie hat die meinigen bedeckt, ach! beinahe geheilt. Und nun haben die heimische Luft, die bekannten Gesänge, der Anblick der Weinhügel, auf denen ich als Knabe so froh war, die Sehnsucht, den alten Schmerz gestillt, und gießen wieder ein ganz neues Leben in meine sehnende Brust.

Von der Höhe blickte ich hinunter auf das Haus meines geliebten Bruders, und meine ganze Jugend stand fröhlich vor mir. Mit ausgebreiteten Armen eilte ich die Terrassen zwischen den Weinhügeln hinab; doch auf einmal war es, als griffe eine kalte Hand in meine heiße Brust. Welche Veränderungen seit sechzehn Jahren! Lebt er noch? —

Ich blieb stehen, athmete schwer, und — in bedächtigem, langsamen Gange näherte ich mich dem Hause.

Mein Bruder kam, als ich die Hausthür öffnete, so eben aus dem Zimmer. Er sah mich einen Augenblick an, erkannte mich, und warf sich mit einem Freudengeschrei, das mir zu gleicher Zeit sein Glück ankündigte, in meine Arme. „O Leberecht!" „O August!" In dem Ausruf dieser beiden Nahmen, in zwei Strömen von zärtlichen Thränen, in einer langen stummen Umarmung, bestand das „Willkommen!" der beiden Brüder. Die Familie umringte uns schon längst, ohne daß ich es bemerkt hatte. Er stellte mir seine Frau vor, ein mir unbekanntes Gesicht. Doch sobald er mir ihren Nahmen nannte, faßte ich ihn noch einmal in meine Arme, und flisterte leise: so bist du doch glücklich! —

Mein eigenes Schicksal fiel in diesem Augenblicke wieder schwer auf mein Herz.

„Und du?" fragte er.

Alles hin! war meine Antwort.

Sein Sohn von der ersten Frau wurde mir vorgestellt. Es schien mir, als ob zwi-

schen Vater und Sohn etwas wäre. Doch — dazu gehört eine Geschichte, die ich dir erzählen will.

Mein Vater lebte am Hofe zu ***, als Günstling des Fürsten. Meine Mutter liebte den Hof nicht; und da sie nur die Tochter eines reichen Kaufmanns war, so hatte sie, nach der dortigen Sitte, auch nicht einmal das Recht, am Hofe zu erscheinen. Sie lebte mit mir und meinem Bruder auf dem Gute meines Vaters, den wir in jedem Jahre nur einige Tage sahen. Er kannte uns nicht, und liebte uns nicht. Vor ihm zitterten wir; nur unsre Mutter, eine vortreffliche Frau, liebten wir. Der Vater sah uns nie anders als mit finsteren Blicken an; er war mit der ganzen Erziehung, die wir bekamen, unzufrieden. „Sie sollen," sagte er einmal in unserer Gegenwart zu der Mutter, „in die Welt. Was können ihnen dort die phantastischen Grundsätze einer überspannten, einsiedlerischen Tugend nützen! Was hilft ihnen dort das, was du Begeisterung nennst: diese empfindsame Schwärmerei mit erträumten Idealen von Freundschaft und Liebe, von

Großmuth und Tugend, die weiter nichts sind, als das gedankenlose Spiel des Müßigganges, der seine Trägheit gern damit beschönigen möchte. Die Knaben müssen in die Welt, vorwärts auf der Laufbahn der Ehre und des Glückes, die ich ihnen eröffnet habe."

Meine sanfte Mutter lächelte geduldig und nachgebend. „Laß ihnen doch," sagte sie, „die Begeisterung, die dem jungen Herzen so natürlich ist. In der Welt wird Feuer und Muth daraus, mehr nicht. Du warst ja selbst so." Mit einem schönen Blicke der Liebe erinnerte sie ihn an die Vergangenheit. Er runzelte die Stirn, und sie nahm ihre Kinder, anstatt seiner, an das volle Herz. Wir waren immer froh, wenn er nur wieder abreis'te. O Laval, du weißt nicht, wie wir einander liebten! —

Ein stiller Gram hatte den Lebenskeim meiner edlen Mutter zernagt. Als sie im Sterben lag, faßte sie unsere Hände mit den ihrigen, schon kalten, zusammen. Sie konnte nicht mehr reden; doch ihr Blick sprach,

Wir umarmten einander vor ihren Augen; sie lächelte — und war nicht mehr.

Noch einmal schworen wir uns, in gränzenlosem Schmerz, auf ihrem Grabe ewige Liebe, ewige Treue.

Wie mich das alles wieder gerührt hat, Laval! so, daß ich abbrechen mußte. Ich führte meinen Bruder zu dem Grabe meiner Mutter, und, als ob er wüßte, was ich geschrieben hatte, schloß er mich in seine Arme, und rief: „ewige Liebe! ewige Treue!" —

Mein Vater schickte uns nach dem Tode unsrer Mutter in eine Erziehungsanstalt, und alsdann auf die Universität. An beiden Orten schlossen wir uns immer fester an einander. Endlich mußten wir in die Residenz zu unserem Vater. Er kündigte meinem Bruder an, daß er sich mit der Tochter des Ministers verheirathen sollte. Mein unglücklicher Bruder warf sich vor dem Vater nieder, und gestand ihm, daß er schon liebte.

„Desto verdienstlicher ist dein Gehorsam!"

sagte der Vater mit einem kalten, lachenden Spotte.

Meine Geliebte hat mein Wort! erwiederte mein Bruder muthiger.

„Ohne mein Wissen?“ Seine Augen funkelten; doch sogleich setzte er kalt hinzu: „laß dir dein Wort zurückgeben; das giebt noch eine rührende Scene! — Ich erwarte unbedingten Gehorsam.“ Mit diesen Worten verließ er uns.

Mein Bruder fiel mir um den Hals. In heftigem, obgleich unterdrücktem Zorne, sagte ich: „das ist kein Vater; das ist ein Despot!“ Ich suchte meinen Bruder gegen den Vater aufzuwiegeln, und schon war er entschlossen, nicht zu gehorchen. Doch der Vater behandelte ihn so kalt, so lächelnd, so spottend, und zugleich so besonnen, so bedächtig, daß er den guten Bruder im Netze hatte, als der noch immer glaubte, tausend Ausflüchte zu haben.

Mein Bruder mußte seine Verbindung mit einem guten, sehr liebenswürdigen Mädchen zerreißen lassen, und der Vater that das so gewaltsam, so ohne alle Schonung

des Mädchens, daß es mich äußerst empörte. An dem Hochzeittage meines Bruders fragte mich der Vater: „hast auch du etwa eine Liebschaft, August?"

Kalt — mein ganzes Herz zog sich erstarrend bei dieser Frage zusammen — antwortete ich: nein!

„Sonst, das siehst du, weiß ich mir Gehorsam zu verschaffen." — Ich schwieg, doch fest entschlossen, ihm zu zeigen, was ein Sohn darf, wenn sein Vater sich alles erlaubt.

Seltsam, Laval! von diesem Augenblicke an, fühlte ich große Neigung, mich mit einem armen, bürgerlichen Mädchen in Verbindung einzulassen; und diese Neigung wurde in meinem Herzen unvertilgbar. Ich hatte meines Bruders Unglück und Schande — denn das Bewußtseyn, sich so feige vor den Drohungen seines Vaters gebeugt zu haben, war sein höchstes Unglück — dieses Bewußtseyn der Schande, die Thränen, das hülflose Elend seiner unschuldigen, so öffentlich gekränkten Geliebten hatte ich zu rächen, und war um jeden Preis dazu entschlossen.

Laval! dahin hatte es mein Vater nun gebracht, daß der Sohn sich gegen sein Glück verschwor! Wir waren alle unglücklich, auch mein Vater; denn mein Bruder zerstörte, sobald er das Vermögen unserer Mutter in Händen hatte, alle Hoffnungen, alle Aussichten des Vaters. Er ging nach Steinspring auf sein Gut.

2.

Steinspring.

Da hast du das Elend von tausend Familien: die Herrschbegierde, die alles um sich her fesseln will, und die erbitterte Rachsucht, welche, mit diesen Fesseln, auch die süßen, heiligen Bande der Natur zersprengt! Wir wollen nichts haben, als Sklaven, und schlagen die Hände zusammen, wenn wir nichts sehen, als störrischen Sklavensinn, als dumpfen Haß. Ich würde nicht ein Wort darüber verlieren: denn ich habe längst Frieden geschlossen mit der Asche meines Vaters, der ärmer, der trostloser starb, als seine Söhne

lebten. Aber diese Giftpflanze hatte in dem Hause meines Bruders reichlich fortgewuchert. Soll denn die Thorheit meines Vaters ewig dauern? frag' ich. Wollt Ihr denn nie glücklich seyn? Warum klagt Ihr ihn an, wenn Ihr eben so hart, eben so tyrannisch seyd! Soll denn nie die Liebe wieder ihr Füllhorn voll Segens, voll Friedens, über Eure Häupter ausgießen? Das frage ich. — Mein Bruder antwortet mit einigen Seufzern, seine Frau mit störrischen, finstern, gehässigen Blicken. Und so erinnern sie mich beständig an meine unglückliche Vergangenheit: sie verewigen ihren und meinen Schmerz.

Höre weiter! Ich war damals ein Jüngling voll Kraft, voll Muth, den ohnehin die Gränze des väterlichen Haüses, des Vaterlandes, der Erde, zu klein dünkte. Es bedurfte wahrlich der väterlichen Härte nicht, um meine Blicke voll Sehnsucht auf die blauen Gebirge zu ziehen, auf denen die Abendröthe so klar, so durchsichtig, so lokkend lag, und mich zu der Frage zu bringen: „o, jenseits der Abendröthe, liegt da nicht ein glücklicheres Land? Jenseits der Abend-

röthe des Lebens, dem Grabe, ist da nicht ein höheres Leben?" In den Armen, an dem liebevollen Herzen meiner Mutter, mitten unter den zwanglosen Spielen mit einem geliebten und glücklichen Bruder, hatte ich so gefragt. Unter dem Geklirre der Sklavenketten, die meines Vaters drohende Hand über meinem Haupte hielt, rief ich vertrauend: jenseits! o, jenseits nur wohnt Ruhe für dieses Herz! — Mein Vater wußte das; denn ich gab mir gar keine Mühe, mein Inneres zu verbergen. Mein kaltes Schweigen, und mein finsterer, allzu pünktlicher Gehorsam verriethen mich ihm. Es war ihm nicht unbekannt, daß ich, ob ich gleich den Krieg, und folglich auch das Militär eines großen Monarchen, liebte, doch nichts mehr haßte, als die strenge Subordination bei dem kleinen Militär unseres Fürsten, dem keine große Kriegesthat erlaubt war, und der nichts als die Würde dieses Standes, Gehorsam, forderte.

Eines Morgens, nach einem vergeblichen Versuche, meinen Bruder wieder an den Hof zurück zu bringen, warf er seine finstern

Blicke auf mich, und fragte, kalt befehlend: „Wirst du gehorsamer seyn?"

So lange ich kann! antwortete ich fest, und eben so kalt, wie er.

„Bursche!" sagte er lächelnd; „ich habe nie einen Menschen gefürchtet."

Ich eben so wenig! erwiederte ich unbesonnen. Er sah mich mit verfinsterten Blikken an, und fuhr nun an den Hof. Als er zurückkam, sagte er kalt: „ich werde sehen, ob du gehorchen wirst. Du bist Lieutenant bei des Prinzen Regiment." Mein Inneres kochte; doch antwortete ich kalt: ich bin Lieutenant! — Es war mir nicht möglich, ein bitteres Lächeln zu verbergen. „Wenn du nur gehorchst," sagte er spitzig, „dann gilt es mir gleich, warum du gehorchst."

Das sollte keinem Menschen gleich-gelten: denn, wenn man nicht selbst will, so gehorcht man nur, so lange man muß; und was müßte denn der Mensch, der ein Mann ist! Liebe, mein Vater, ist doch wohl etwas.

„Wenn du das weißt, Undankbarer, so solltest du nicht daran erinnern. Fort!" —

Ich wurde Lieutenant; doch — mit wel-

chem Gefühl des verschlossenen Hasses, der stärksten Erbitterung!

Der Erbprinz war mein Chef. War es Aehnlichkeit unserer Gefühle, unserer Leiden, was ihn an mich zog? Genug, er zeichnete mich so aus, daß es dem ganzen Hofe sichtbar wurde; und nun erheiterte sich das Gesicht meines Vaters. Er ließ mich in sein Kabinet kommen, und sagte freundlich: „Lieutenant, der Erbprinz scheint dich so bestimmt auszuzeichnen, daß es wohl mehr ist, als eine flüchtige Neigung. Ich wünschte, daß du von dieser Neigung den besten Gebrauch machtest, doch ohne deshalb den durchlauchtigen Herrn Vater zu vergessen.“

Ich kann von der Neigung des Prinzen gar keinen Gebrauch machen; denn ich liebe ihn nicht.

„Ich fordere aber,“ fuhr mein Vater auf, „ich befehle dir ...“

Sie können von mir nichts fordern, was mir nicht möglich ist. Ich kann keine Liebe heucheln. Mein Bestreben, es zu thun, würde, das sage ich Ihnen vorher, den Prinzen von mir entfernen.

„Ich will aber! Bursche, ich will! — sogar der Fürst will es. Man will wissen, wie der Prinz über gewisse Dinge denkt, was seine Plane sind. Er ist verschlossen, finster."

Er liebte mich? der Prinz liebte mich? Guter Gott! und dafür sollte ich ihn verrathen? Ich sollte seine Geheimnisse stehlen, um sie für meine Schande zu verkaufen? Vater, Spionendienste leisten Freiwillige. Ich trage dieses Portd'epée, und weiß wohl, daß es eine Spielerei ist; aber so lange ich es trage, will ich es ehren. Wenn ich den Prinzen liebte, bei Gott! keine Folter würde mir seine Geheimnisse entreißen! ... Vater, als Ihr Sohn bin ich zu einem Spion zu gut. Ich will Sie ehren.

„Du sollst gehorchen, oder ...!"

Oder? Sagen Sie alles, mein Vater. Wie heißt Ihr Oder? Ich nehme dies Oder an, ohne es zu kennen.

„Du wirst es kennen lernen, du tugendhafter Schwätzer!" —

Man ließ mich einige Zeit in Ruhe. Ich glaube kaum, daß ich den Erbprinzen jemals ge-

geliebt hätte; denn ihm fiel in den Stunden der höchsten Vertraulichkeit bisweilen ein, daß er der künftige Herr war. Doch jetzt, da mein Vater mir befohlen hatte, und zu dem Zwecke befohlen hatte, jetzt that ich alles, um so weit von ihm entfernt zu bleiben, als ich nur immer konnte. Der Prinz hielt sich für beleidigt, durch den Stolz eines künftigen Unterthans beleidigt, und zeigte eine auffallende Kälte gegen mich. Mein Vater tobte, und wollte mich bestrafen: ich bekam bei jeder kleinen Gelegenheit Arrest. Darüber lächelte ich, spottete, scherzte sogar mit guter Laune.

Man sprach bei einem Hoffeste von einem neuen Stücke, das man geben wollte: der Arrestant. Ich sagte laut und lachend: da giebt man mich!

„Du bist,“ sagte mein Vater nachher zu mir, „sehr zur unrechten Zeit ein Spaßvogel.“

Spaßvogel? fragte ich sehr ernst. Das sehen Sie nicht gern? Nun, so will ich die Sache ernster nehmen. Das nächste Mal, wenn man mich wieder unverdienter Weise

in Arrest schickt, fordre ich meinen Abschied.

Mein Vater sah mich lachend an. „Fordre doch! fordre!" sagte er.

Und giebt man ihn mir nicht, fuhr ich ruhig fort, so nehme ich ihn, gleichviel, wie! —

Ich sagte das so kalt, so bestimmt, so fest, daß es wirkte. Nun ließ man mir Ruhe; aber mein Vater wollte Rache. Man beorderte mich mit einem Kommando Soldaten an die Gränze, gegen die Contrebandiers. Mein Vater wollte mich mürbe machen durch diesen beschwerlichen, unangenehmen, widrigen Dienst, und — schickte mich meiner Bestimmung entgegen.

3.

Steinspring.

O, lieber Laval, da sah ich noch einmal jene glückliche goldene Zeit der Jugend, wo das unersättliche Herz — die unermeßliche Seele, die Riesenhoffnungen des feurigen Kopfes,

die ewig wünschende Sehnsucht des Jünglings, an dem heiligen Busen der Natur gesättigt, befriedigt — in reichem Frieden selig ruhet; wo das Leben in tausend frischen, hoch aufspritzenden Quellen der Freude den Segen der Natur in unsere Brust ergießt, und wo dennoch das Leben weniger gilt, als die stille Sehnsucht nach dem Jenseits; wo man die Hoffnungen, die, gleich einer reichen Ernte, sich in unserer Brust aufrichten, wo man die reichen Quellen des Glückes um eine Thräne verkauft, die man aus dem Auge der Geliebten oder eines Traurigen trocknet; wo man eine Krone wegschenkt für einen großen Gedanken, und das Leben für eine große That; wo man mit Gott den stolzen Kampf wagt um die reinste Tugend und um die reinste Seligkeit; wo man keine anderen Freudenthränen kennt, als die über ein fremdes Glück; wo die sichtbare Welt, das organische Leben, nur die schlechte Hülle des Lebens in unserm Inneren ist! — Ach! wäre es ein Traum: warum weckt denn die neidische Hand den Glücklichen zu dem Wahne voll Niedrigkeit, voll Schmach, voll Verach-

tung! Und ist es denn ein Traum? O, warum kehrte denn die Seele so oft in das verlorne Paradies der Jugend zurück! Woher die Sehnsucht, die kein Leben, kein Gold, keine Größe befriedigt; die, wie ein Leuchtthurm, an der Gränze des unbekannten Landes, durch den finstern Nebel des Lebens von Zeit zu Zeit winkend erscheint! Wäre unser liebliche Frühling dann ein Traum, wenn wir nichts als den Schnee der Polarzone gesehen hätten? —

Ich war mit meinem Kommando noch nicht aus den Gärten, welche die Residenz umgeben, da sank — es war ein schwüler Sommertag — ein Soldat ohnmächtig nieder. Sogleich sprang ich vom Pferde, ließ seine Halsbinde aufmachen, und befahl, daß man ihn in den Schatten eines Baumes bringen sollte. „Hieher! hieher!" rief ein Mädchen, und zeigte auf ein Gartenhäuschen, in dessen Thüre sie stand. Wir brachten ihn hinein; und nach einigen Minuten stand das Mädchen wieder da, mit Thee, und mit andern Erfrischungen. Der Mann fing an sich zu erholen. Ich heftete meine Blicke auf

ihn, weil mir einer von seinen Kameraden gesagt hatte, daß die Trennung von seiner jungen schwangeren Frau wohl mehr an seiner Ohnmacht Schuld sey, als die Hitze.

„Armer Junge!" sagte ich mitleidig; „guter, armer Junge!" Das Mädchen, das ich noch gar nicht angesehen hatte, legte beide Hände umspannend auf meinen Arm, und fragte, mit einer Stimme, die in Mitleiden brach: „o, geht es denn nicht an, daß er hier bleibt?" Ich sah mich nach ihr um. Nein, liebes Kind, das darf er nicht.

„O, das ist doch grausam!" sagte sie, sich abwendend, mit einem Blicke des Unwillens, der mich traf.

Grausam freilich, gutes Kind; aber nicht meine Schuld. Ich beklage ihn nicht weniger als Sie.

Sie wendete sich wieder mit rührendem Vertrauen zu mir. „Aber der arme Mann kann ja nicht gehen!"

Ich zuckte die Achseln. Der Soldat richtete sich auf, und sagte: es wird wohl werden. — Ich bot ihm mein Pferd an. „Aber, mein Gott!" sagte das Mädchen lebhaft,

und faßte meinen Arm wieder — „da Sie so gütig sind ...“

Ich sah sie an; sie wußte nicht recht, was sie weiter sagen sollte. „Ein Paar Stunden,“ fuhr sie fort, „könnten Sie ihm doch zum Erholen gönnen; nur ein Paar kleine Stunden.“

Mein gutes Kind, Sie wissen nicht, wie schwer mein Stand ist. Das darf ich nicht. — Nimm mein Pferd!

„Oder,“ sagte sie nun leise zu mir, „könnte seine Frau nicht mit ihm?“

Ich lächelte, und hätte um keinen Preis Nein sagen können: so sanft und lieblich war die Stimme, die darum bat.

„Die gute Seele!“ sagte ein alter Unterofficier. „Hörst du?“ — Der Soldat schüttelte den Kopf, nach einem augenblicklichen Lächeln, und sagte: wovon sollte sie dort leben?

Wenn sonst nichts im Wege ist, antwortete ich: dafür stehe ich dir. — Kaum waren diese Worte aus meinem Munde, so stand der Soldat auf den Füßen, und heftete den starren Blick auf meine Augen, und es goß

sich wieder Röthe in seine bleichen Wangen. „Aber wie? wie?" fragte er.

Nun, das ist zu machen. Ich schicke meinen Bedienten zurück.

„O Gott!" rief der Mann. „Herr Lieutenant! Sie sind für alle Menschen ein Engel, das weiß die ganze Compagnie; aber für mich sind Sie der liebe Gott selbst. Meine Frau ist noch am Thore." Mein Bedienter sprengte davon, und der Soldat nahm sein Gewehr wieder. „Liebe Mamsell," sagte er; „Gott segne Sie dafür! Sie wissen nicht, wie glücklich Sie ein Paar Herzen machen, die nichts in der Welt haben, als ihre Liebe." — Hier brach dem armen Menschen die Stimme; er konnte kein Wort mehr sagen. Dem Mädchen standen Thränen in den Augen, und wir Alle waren gerührt. Das Mädchen sah uns lange nach, als wir weiter gingen. Etwa nach einer Stunde — es war, als ob Jeder von uns seine Frau erwartete: so zögerten wir! — kam die junge Frau. Ich hatte sie mir als hübsch gedacht, wie das die Phantasie immer thut, wenn von einer jungen Frau die Rede ist. Hübsch war sie nun eben nicht; aber sie

liebte ihren Mann von ganzem Herzen, und war nun so glücklich, wie er.

Sie erzählte, daß sie einige Augenblicke bei der Mamsell im Gartenhause gewesen wäre, und eine Flasche Wein für ihren Mann, nebst einem kleinen Geschenk an Gelde, bekommen, und daß die Mamsell dabei gesagt hätte: „o, warum bin ich arm!“ —

Doch, ich vergaß das Mädchen, so hübsch es auch war, und so schöne Thränen es auch in den großen blauen Augen gehabt hatte; ob mich gleich der Soldat unterweges mehr als Einmal daran erinnerte. An ihm und seiner Frau nahm ich denn doch so viel Antheil, daß ich mich selbst erbot, Pathe ihres Kindes zu seyn. Nach drei Monathen wurde das junge Weib entbunden, und man bat mich zu Gevatter. Ich reite nach dem Hause, wo der Soldat im Quartiere liegt, und er empfängt mich in einer freudigen Bestürzung. So wie ich in das Zimmer trete, steht das Mädchen aus dem Gartenhause vor mir, eben so erstaunt, wie ich selbst. Sie weiß so wenig von mir, wie ich von ihr; denn mein Soldat, der kurz vor der Taufe noch

etwas bei dem Prediger zu bestellen hat, findet sie dort. Sie erkennt ihn, fragt, erfährt, erbietet sich, Taufzeuge des Kindes zu seyn, wirft sich geschwind in bessere Kleidung, geht hin, und wir sehen einander wieder.

Zufall! habe ich wohl hundertmal gesagt, Laval. Aber was ist denn weniger Zufall im menschlichen Leben, als dies! Alles oder nichts ist Zufall. Zufall war es, daß sie mir entgegen trat, mit dem Kinde der jungen Soldatenfrau in den Armen, in der Stellung einer liebenden Mutter, die selbst einen Engel verschönern würde. O, sieh da! sagte ich, freudig bestürzt. Sie, nicht weniger froh, erzählte ihrem Vetter, dem Prediger, die Veranlassung unserer Bekanntschaft. Man lachte, man scherzte, und das Kind wurde getauft. Der Prediger lud mich sehr artig zu sich ein. Als er nach seinem Hute griff, nahm auch ich den meinigen. Nun erklärte man mir aber ohne alle Verlegenheit, daß ich mit meiner Gevatterin allein gehen müsse, weil der Prediger noch eine Amtsverrichtung auf einem nahen Dorfe habe.

Ich bot dem Mädchen meinen Arm. Das Dorf, wohin wir wollten, war ein Stündchen von dem Gränzhause entfernt, worin mein Soldat im Quartiere lag. Der Weg ging erst durch einen dicken Wald mit lieblicher Dämmerung, dann durch ein Wiesenthal, das sich längs einem Bache hin um schöne Hügel schlängelte, dann durch ein Gebüsch von Haselnuß und wilden Rosen, durch welches ein so enger Fußsteig führte, daß jede Minute bald das Band in ihrem schönen, kastanienfarbenen Haare, bald die Fransen von ihrem Halstuche an einer Ranke, die wir im eifrigen Gespräche nicht bemerkt hatten, hangen blieben. Wenigstens zehnmal, und wohl noch öfter, mußte ich sie losmachen.

So, am Arme eines jungen Officiers, ging das junge schöne Mädchen ganz unbefangen, allein, in der tiefsten Einsamkeit; denn sie sagte mir selbst, daß dieser Fußpfad, so schön er auch wäre, fast von Niemand besucht würde, als von ihr, weil er ein halbes Stündchen umführte, (das sah ich auch an dem Grase in dem unbetretenen Wege). Sie sagte das so freimüthig, so sicher, so

ruhig, als wäre ich ein Mädchen, wie sie selbst, oder ihr Bruder. Es war nicht die mindeste Spur von Verlegenheit, von Geziere, in ihrem Wesen. Mit der arglosesten Unschuld, der reinsten Heiterkeit in ihrem Gesichte, sagte sie, so oft sie wieder durch Ranken festgehalten wurde, sich zu mir wendend: „schon wieder!" Sie hielt lachend die Ranken, während ich sie aus ihrem Haar, aus den Fransen ihres Halstuches, losmachte. Zwei Kinder hätten dieses heitere Spiel nicht fröhlicher und unschuldiger wiederholen können, als wir. Endlich aber standen die Gebüsche so nahe beisammen, daß wir nicht mehr neben einander gehen konnten; und so war unser Gespräch zu Ende: denn wir durften auch nicht ganz nahe hinter einander gehen, wenn uns die zurückschlagenden Zweige nicht in's Gesicht treffen sollten. Und jetzt betrachtete ich denn zum ersten Mal diese feine Nymphen-Gestalt, die, ungeachtet ihrer Schlankheit, dennoch so voll, von jugendlicher Fülle der Gesundheit übergossen, war. Unter den Händen eines Tanzmeisters schien sie nicht gewesen zu seyn; doch ihr Gang war ein

leichtes Schweben, das durch ein frohes Herz beseelt wurde.

Von Zeit zu Zeit sah sie sich lachend nach mir um, wenn ein gefährlicher Zweig zurückfahren wollte, und dabei nickte sie mir zu, als sähen wir uns jetzt nach langer Zeit einmal wieder. Nun erst fühlte ich, daß sie unbeschreiblich liebenswürdig war.

Auf einmal sprang sie zehn Schritte vorwärts, und verschwand. Ich trat jetzt in eine Oeffnung des Gebüsches auf der steilen Spitze des Hügels, den sie mich unbemerkt hinan geführt hatte; und der Anblick überraschte mich sehr. Vor mir lag ein weites Thal, links das freundliche Dörfchen, wohin wir gingen. Das Thal öffnete sich in eine weite Aussicht auf hohe, blaue Gebirge. Rechts lagen Hügel über Hügeln, mit Gebüsche, mit Wald, mit einzelnen Bäumen besetzt, und dazwischen immer eine schöne sonnige Aussicht in die Ferne; und in der Tiefe nun die untergehende Sonne über einem dunklen Walde!

„Hier! hier!" sagte meine Führerin nun, und setzte sich, ohne mich anzusehen, auf ei-

nen Rasenhügel nieder; denn auch sie war in Anschauen verloren. Sie zeigte nur auf den Platz an ihrer Seite. Als ich mich setzen wollte, sagte sie: „der Sitz ist eigentlich nur für mich allein; also müssen Sie Sich behelfen." Wir saßen dicht, dicht, beisammen, sie mehr an meine Brust gelehnt, als sitzend. „Sehen Sie," sagte sie endlich mit freudig bewegtem Accente: „hier habe ich alle meine Herrlichkeiten vor mir. Dort ist die Pfarre, auf der ich geboren bin; mein Vater war da Prediger. Die Linde dort, die große, steht in unserem Garten. Da aßen wir, da lebten wir, da war mein Spielplatz; und hier ist mein Thron, hier! (sie zeigte auf unsern Sitz); und den habe ich heute mit Ihnen getheilt!"

Mitten aus dieser rührenden, kindlichen Heiterkeit verlor sie sich wieder mit Entzükken in die vor uns liegende schöne Gegend. In der That, Laval, ich hatte bei diesem Mädchen nicht den Muth, nur Eins von den gewöhnlichen Komplimenten anzubringen, die auch der verständigste und beste junge Mensch jedem Mädchen schuldig zu seyn glaubt; ich

würde mich selbst verachtet haben, wenn ich nur den Gedanken gehabt hätte, eins von ihren unschuldigen Worten verdrehen zu wollen.

Mein Herz bewegte sich sanft und zärtlich, als sie sagte, sie habe ihren Thron mit mir getheilt. Ich antwortete bloß: in dieser schönen Gegend ist unser Sitz wirklich der Thron.

„Nicht wahr?“ sagte sie, mich anblickend. „Nun wollen wir hier den Untergang der Sonne sehen!“ Der Himmel wurde mit jedem Augenblicke schöner, und ihr Auge heiterer, je tiefer die Sonne sank. Endlich stand sie nur noch ein wenig über dem Horizont: purpurne Flammen loderten am Abendhimmel; links war noch eine Bergspitze von der Sonne vergoldet, als im Thale schon tiefe Dämmerung schwamm. „Nun!“ sagte sie; „nun!“ Laval, es war mir, als wäre ich an diese Stelle gebannt. Ich umfaßte meine Begleiterin, und sie litt es; ich drückte sie an mein Herz, und sie sagte freundlich: „wenn nun der Mond schiene und das Thal hier unten erleuchtete, und die weiße Kirche,

und den breiten Bach dort hinter der Mühle: — Ihr Entzücken würde dann noch größer seyn!" Sie schrieb es meinem Entzücken zu, daß ich ihre schlanke Gestalt umfaßte, und irrte sich nur in der Ursache dieses Entzückens.

Ihre Seele war tief bewegt: das hörte ich an der Begeisterung, mit der sie sprach, das sah ich an ihren funkelnden Augen; doch ihre Worte waren natürlich, ohne alle Ziererei. Sie nahm meinen Arm, und wir stiegen in das Thal hinunter.

Im Dorfe, das wir der Länge nach durchgingen, wurde sie von allen Landleuten, die vor ihrer Thüre saßen, mit einem vertraulichen „gute Nacht, Jungfer Sephchen!" gegrüßt. (Sie hieß Josephine, wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr.) Als wir in die Pfarre traten, ließ sie mich allein. Nach einigen Minuten kam der Vetter, der mich zum Essen einlud. Zu gehöriger Zeit brachte mein Bedienter mein Pferd. Auf dem Rückwege war meine ganze Seele mit dem Gedanken an das gute Mädchen beschäftigt.

Am folgenden Tage ritt ich wieder hin,

und man empfing mich noch zutraulicher, als das erste Mal. „Welch ein Mädchen!" hatte ich die Nacht vorher gesagt! — „Welch ein Charakter!" Charakter? Jetzt erst fiel es mir auf, daß ich das nicht sagen konnte. Was wußte ich von ihr? Fast weiter nichts, als daß sie ein heiteres, unbefangenes Wesen war.

Bei dem zweiten Besuche achtete ich genauer auf sie; aber da zeigte sich doch nicht ein einziger Zug, der sie in die Gränzen eines bestimmten Charakters gebracht hätte. Ich hatte Anfangs „stille Größe" genannt, was nichts als Unbefangenheit war. Doch trotz dem, daß nichts an dem Mädchen hervorstach, füllte sie mein Herz immer mehr mit einer süßen Sehnsucht. Welch ein Wesen! sagte ich auch heute noch.

Josephine ließ uns eine Stunde allein. Der Prediger war ein feiner Mann, der die Welt kannte. Ich hörte, daß er nach dem Tode von Josephinens Eltern ihre Erziehung vollendet hatte. Wie haben Sie es angefangen, fragte ich ihn, auf dem Lande ein so vorzügliches Mädchen zu erziehen?

„Vorzüglich? Gut ist sie; und das ist

schon

schon genug, Herr Lieutenant. Auf dem Lande? Ich möchte fragen: wie ist in großen Städten eine gute Erziehung möglich! Sind die Eltern eines Landmädchens gebildete, gute Menschen (und Sephchens Eltern waren das in hohem Grade): so kann die Erziehung kaum mißlingen. Die Natur, die freie Luft, Arbeit, Unschuld der Sitten auf dem Lande, erhalten das Herz heiter. Die Freuden unseres Lebens sind rein, wie unsre Luft, nicht von Eifersucht, von Neid, von Eitelkeit, von zu früher Koketterie vergiftet. Das Herz erwacht nicht eher, als bis die keusche Hand der Natur es erweckt. Heitere Unschuld: da haben Sie Sephchens Charakter. Und warum sollte den nicht jede Tochter eines gebildeten Landmannes, Predigers, Försters oder Gutsbesitzers haben? Sind die Eltern gemeine oder gar verderbte Menschen, so werden die Töchter noch verderbter; denn auf dem Lande hält sie kein Anstand, keine Sitte, keine Mode zurück." —

Hatte der Mann nicht Recht? Heitere Unschuld für das Mädchen, Liebe und Treue für die Geliebte und die Frau, Geduld und

Fleiß für die Mutter und Hausfrau. Guter Gott! wozu noch das Uebrige, was wir Charakter nennen? Diese kalte Größe, diese weinerliche, bleichwangige Sanftmuth — was sind sie anders, als die gefüllten, künstlich getriebenen Blüthen, unter deren üppigem Reichthum die ganze Pflanze erstirbt!

Das war Josephine, nichts mehr. Ich liebte sie, das fühlte ich; und zum ersten Male dachte ich nun mit Schrecken an meinen Vater. O, jetzt hätte ich gern seine ganze Liebe gehabt! Ich tadelte mich selbst darüber, daß ich nicht wenigstens einen Versuch gemacht hatte, sie mir zu erwerben.

Heute ging ich in tiefem, finsterem Nachsinnen nach Hause. Die Zukunft, die ich in verkehrtem Muthe, in meinem unbesonnenen Trotze gegen meinen Vater, für einen Schatten gehalten hatte, den der Muth des Mannes bannen könne, stand jetzt drohend, unangreiflich, furchtbar herrschend, vor mir.

Ich zitterte zum ersten Mal vor meinem Vater, fühlte zum ersten Mal das Bedürfniß, von ihm geliebt zu werden. Die Natur, deren heilige Rechte ich verletzt hatte,

fing ihre Rache an, sobald ich den Sinn des Wortes „Liebe" deutlich fühlte.

Zu Hause fand ich einen Wagen, und den Adjutanten meines Regiments, mit dem Befehl, daß ich auf der Stelle mit ihm in die Residenz zurückkehren sollte.

Morgen früh! sagte ich scherzend, um Zeit zu gewinnen, daß ich Josephinen noch einmal sehen könnte.

„Nein, diesen Augenblick!" sagte der Officier; „ich habe bestimmten Befehl. Wie kannst du scherzen, Bruder! Die Sache ist sehr ernsthaft." Dabei sah er mich bedenklich an.

„Ernsthafter sogar, als du meinst!" erwiederte ich; „denn alles, was der Mensch je von Glück zu gewinnen weiß, steht jetzt auf dem Spiele." — Der Adjutant schüttelte den Kopf.

Ich übergab meine Rechnungen dem Officier, der mich ablös'te, setzte mich in den Wagen, und war am nächsten Abend in der Residenz.

Ein bloßes Mißverständniß hatte meinen Vater zu dieser Strenge bewogen; und noch

ehe ich ankam, war es schon aufgeklärt. Das sagte er mir kalt, ohne sich auch nur im mindesten zu entschuldigen. Und so war ich denn von Josephinen getrennt.

4.

Steinspring.

Sieh, wie der Haß aus allem ein ätzendes Gift macht! Jetzt sah ich alles in einem andern Lichte. Ich that alles Mögliche, erst das Vertrauen, und dann die Liebe meines Vaters zu gewinnen — Anfangs aus Eigennutz, für meine Liebe, dann, weil ich alles Recht, und er alles Unrecht haben sollte. So wie ich das that, wurde er mir lieber. Er ist doch mein Vater! dachte ich jetzt oft, und immer mit größerer Zärlichkeit. Und — wenn er dir nicht erlaubt, glücklich zu werden: ist er darum weniger dein Vater? Ich will mein Glück; er seins: auch das meinige wohl, aber nur, wie er es kennen kann. Seine Vorurtheile, sein stolzer Charakter! Bin ich nicht eben so stolz gegen

ihn? Und was ist denn das, was ich Wahrheit nenne? Sagte nicht meine Mutter selbst: der schöne Traum einer jungen Brust?

So dachte ich oft sehr ernst, und alles zeigte sich mir in einem milderen Lichte. Wie, wenn nun Josephine heute die Frau eines Andern würde — müßte ich sie nicht vergessen? Und soll ich, der Sohn, nicht für meinen Vater thun, was der Zufall für ihn thun, wozu er mich zwingen könnte? — Nicht Heuchelei, nicht der flüchtige Gedanke eines besseren Augenblicks, ließ mich so denken; nein, das in seiner Tiefe erschütterte Herz des Sohnes.

Mein Vater war krank und dem Tode nahe. Er ließ mich rufen, streckte mir von dem Bette beide Arme entgegen, drückte mich an sein Herz, und vergoß Thränen. „Soll ich," fragte ich ihn, „zu meinem Bruder schikken?" Er besann sich lange; dann schüttelte er den Kopf. „Ich fürchte," sagte er abgebrochen, „dein Bruder liebt mich nicht. Sag ihm, daß sein Nahme das letzte Wort meines Mundes gewesen ist!" Wir hielten uns, tief erschüttert, umarmt.

Ich hatte jetzt seine Liebe, seine Reue gesehen: und was kann ein Sohn mehr verlangen! Es war jetzt alles anders.

Eine unerwartete Revolution im Körper gab ihm das Leben wieder; doch mit der Gesundheit nahm nach und nach auch seine gebieterische Härte wieder zu. Das machte mich nicht irre; ich erhielt in meinem Herzen Ehrerbietung gegen ihn: so konnte ich viel, was mir vorher unmöglich gewesen war. Ich besuchte die Gesellschaften, den Hof, stellte mich, als machte es mir Freude, und fand zuletzt wirklich Vergnügen daran.

Ich liebte Josephinen noch immer; aber die Hoffnung, sie zu besitzen, gab ich auf. Ein Zufall hatte mich von ihr fast in demselben Augenblicke getrennt, da ich ihr meine Liebe gestehen wollte. Ein Zufall? Es war der Genius der kindlichen Liebe. Ich wußte nicht einmal ihren Nahmen, und sie eben so wenig den meinigen; so ließ ich denn alles vorbei seyn, wie es vorbei war. O sieh! jetzt durfte mein Vater nur mit ganz gewöhnlicher Güte zu mir sagen: „das wünsch' ich, mein Sohn!“ und er hätte den Sieg

über mein Herz davon getragen. Doch er verkannte seinen Sohn gänzlich; er hielt meine Liebe für Furcht vor einer neuen Entfernung aus der Residenz und von den Vergnügungen, an denen ich doch nur, ihm zu Gefallen, Theil nahm. Jetzt glaubte er, meinen Willen gebrochen zu haben, und zog die Sklavenkette, an der er mich zu halten glaubte, enger zusammen. Bei der kleinsten Veranlassung sagte er spottend und hart: „ich schicke dich wieder an die Gränze!"

Laval, ich war ein guter Sohn! An die Gränze? Dort wohnte sie ja, die ich liebte. Ich durfte nur lächeln, nur den Fuß fest auf den Boden setzen, nur die kleinste Bewegung einer anscheinenden Widersetzlichkeit machen; und ich hatte den liebsten Wunsch meines Herzens erreicht. Von dem allen that ich aber nichts, sondern stand in tiefer Unterwürfigkeit vor ihm, und es regte sich sonst nichts in mir, als mein verlangendes Herz. Mein Bruder kam, finster, stumm; augenscheinlich war er nicht glücklich. Er beobachtete uns. An einem Abend, als der Vater ausgefahren war, sprang er, wie be-

geistert, auf, warf sich in meine Arme, und sagte: „Bruder, was es auch kostet — laß dich nicht in das unabsehbare Elend treiben, worin ich lebe! Entflieh, verbirg dich! Ich habe Geld für dich; o, selbst für einen Fremden hätte ich es, um das höchste Elend des Lebens von ihm abzuwenden. Ich liebte..."

Hier wendete er sich von mir ab, und schlug die Hände sanft, aber mit dem stärksten Ausdrucke der Trostlosigkeit, zusammen. Er wendete sich wieder zu mir, legte seinen Kopf auf meine Schulter, und sagte langsam: „ich liebe noch! Und das ist nur der kleinste Schmerz meiner Seele. Ich verließ Die, welche ich liebte, und gab sie dem harten Manne Preis, der mein Vater seyn will." Hier sanken Stimme, Arme und Blick beschämt. Nach einer Pause wendete er sich heftig zu mir, und sagte: „er hat mich gezwungen, mich selbst zu verachten; aber Dich will ich retten!"

Ich tröstete ihn; doch von meiner Liebe sagte ich nichts, weil ich fühlte, daß mein Herz seinem Antreiben, mich glücklich zu machen, sehr schwer würde widerstehen kön-

nen. Es war mein Vorsatz, meine Liebe zu unterdrücken. O, Laval, ich war ein guter Sohn! das fühlte ich in dem tiefen Schmerze der Liebe, und in dem besseren Triumphe der Tugend.

Endlich forderte mein Vater — Laval, er war mein Vater! — etwas von mir, das ich ihm versagen mußte. Mußte! Er verlangte — eine Unredlichkeit. Ich schlug sie ab, doch sanft, ehrerbietig. Er trieb mich immer weiter; und nun schlug ich sie endlich mit kalter Festigkeit ab. Jetzt legte er bitter lächelnd die Hand auf meine Schulter, und sagte triumphirend: „du gehst an die Gränze!" Mein Herz, meine ganze Seele, erhob sich; alle meine Pulse schlugen der schönen Aussicht entgegen. Aber, ich faßte seine Hände, und sagte zärtlich: o mein Vater; nur nicht dorthin! nur nicht an diese Gränze! Schikken Sie mich, wohin Sie wollen, nur nicht dorthin! Sie wissen nicht, mein Vater, Sie wissen gar nicht, warum...

„An die Gränze, an eben die Gränze!" sagte er kalt und triumphirend; „nirgends anders hin!"

Wohl! sagte ich nun ruhig, aber sehr eindringlich; Sie und ich, wir folgen Beide einer höheren Gewalt. Einst erinnere ich Sie wieder an diese Stunde, und an meine vergebliche Bitte! Ich, mein Vater, ich sage mich los von allem, was geschehen kann, geschehen muß.

Er wurde neugierig. „Nun? was kann, was muß denn geschehen?" (Ich verbeugte mich schweigend.) „Nun wohl! ich kenne noch einsamere, langweiligere Winkel."

Ich schwieg, und er verließ mich. Jetzt hatte ich mein Opfer gebracht, und war resignirt. Laval, ich muß in diesem Augenblick über mich selbst lächeln. So wie ich allein war, sah ich in dieser Verknüpfung von seltsamen Zufällen die Hand der Vorsehung. Ich glaubte, Unrecht gethan zu haben, daß ich mich meinem Vater widersetzt hatte, an die Gränze zu gehen. War es nicht mein Vater, und immer wieder mein Vater, der mich in den Zauberkreis der Liebe stieß? an das Herz der geliebten Josephine? Es schien mir so gewiß, daß die Vorsehung mir die Hand dieses Mädchens bestimmt hätte.

Die Leidenschaft verblendete mich; und — wir machen ja unsere Leidenschaften gern zu dem Willen der Vorsehung, um nur nicht mit ihnen kämpfen zu dürfen.

Diese Vorstellung goß eine wunderbare Ruhe über mein ganzes Wesen aus. Ich fühlte, daß ich jetzt alles gethan hatte, was ein Vater von dem Sohne fordern kann. Schickt er mich dahin, dachte ich: nun, so hat Gott gesprochen; so wird sie meine Frau! —

Ich erwartete mit Ruhe, mit einem zuversichtlichen Glauben, daß er mich an die Gränze schicken würde. Er that es aber nicht, und ich verzweifelte fast. Nach einigen Tagen kündigte er mir an, daß ich Kavallerie-Officier geworden wäre, und mich gefaßt halten sollte, zu meiner Garnison abzugehen, einem kleinen Städtchen, an der gerade entgegensetzten Gränze des Landes. „Du willst dich nicht in die Welt finden," sagte er; „nun, so lerne denn ohne die Welt leben!" — Ich antwortete nicht, und weiß selbst nicht, was ich in diesem Augenblick empfand; denn ich hatte fest darauf gerechnet, daß er mich zu Josephinen schicken würde.

Ich eilte hinaus nach dem Garten, wo ich sie zum ersten Mal gesehen hatte, weil ich beinahe fest überzeugt war, daß ich sie dort finden müßte. In der Thür stand ein Mädchen ganz von ihrer Gestalt, und ich verdoppelte jetzt meine Schritte. Sie war es nicht; aber dennoch konnte ich die seltsame Täuschung nicht aufgeben, in welche der Zufall und meine Liebe mich versetzt hatten. Ich redete das Mädchen an, beschrieb ihr Josephinens Gestalt und Kleidung, bestimmte die Zeit, und nannte den Vornahmen. Das Mädchen wußte aber von gar nichts; sie behauptete, ich müsse mich irren, oder einen andern Garten mit diesem verwechseln. Und wirklich lagen da noch ein Paar andere Gärten mit ähnlichen Gartenhäusern, welche aber verschlossen waren. Sie nannte mir die Besitzer derselben, die sie alle kannte; doch von einer Predigerstochter wußte sie nichts. —

Ich finde sie wieder! dachte ich auf dem Rückwege; ich muß sie wiederfinden! Und bin ich so glücklich, so wird sie mein. O, all' ihr guten Mächte des Himmels, so

wird sie mein; denn Ihr, Ihr führtet uns zusammen!

5.

Steinspring.

An welchen Fäden hängt unser Schicksal! Und, Laval, soll ich Vorsehung oder Zufall sagen? Gleichviel! denn bleibe ich nicht mein selbst? und kann die Vorsehung mich zu etwas berechtigen, wozu die Vernunft, die Sittlichkeit, mich nicht berechtigt? — Sind wir Menschen nicht Heuchler? Wenn wir die Hand der Vorsehung erkennen, wenn wir von Zufall reden — thun wir es nicht meistens nur, um unsere Begierde zu entschuldigen, oder einen Plan zu beschönigen? Genug, ich nannte Vorsehung, was mein Vater „meine Strafe" nannte. Ich war unmuthig darüber, daß ich jetzt in die gerade entgegengesetzte Gegend reisen mußte, als in welcher ich Josephinen zu finden erwarten konnte; finster darüber, daß mein Vater einmal nachgebend gewesen war. Man hatte mir

in meiner Garnison eine Wohnung gemiethet, eins der besten Häuser in dem kleinen Städtchen. So wie ich die Treppe hinauf komme, tritt mir auf dem Vorsaale — denke dir mein Erstaunen! — Josephine entgegen. „O, mein Gott!" sagte sie mit dem Tone der reinsten Freude; „Sie hier? Sie? — Welch ein glücklicher Zufall!"

Dies Wort griff ich auf. Zufall, Josephine? Zufall? sagte ich freudig, nun zu allem enschlossen, und doch unruhig; Zufall, wenn ich Sie, Josephine, mitten in dem brennenden Sande der Arabischen Wüste, und dann wieder in den öden Schnee-Ebenen des Nordens, wie einen guten Geist, antreffe? Zufall? Nein, bei Gott! nein.

„Arabischen Wüste?" fragte sie lächelnd, und verwundert über die Leidenschaft, mit der ich redete.

Zwar schwieg ich, blieb aber entschlossen, fest entschlossen, dem Winke der Vorsehung zu folgen, die mir das geliebte Mädchen überall entgegenführte. Ich ergriff ihre Hand, drückte sie an meine heißen Lippen,

an meine Brust, als wollte ich ihr sagen: jetzt bin ich meines Schicksals, meines Lebensplanes, deiner Liebe, der Zukunft, gewiß, und zweifle nicht länger an meinem Glücke. Der Himmel — sagte ich, ich Thor, zu mir selbst — der Himmel hat uns nicht zusammen geführt, um einander zu verderben. Zu mir selbst; denn ich fühlte, daß ich das diesem so einfachen Mädchen nicht sagen konnte, weil es sonst in mir den Heuchler oder den Thoren entdeckt haben würde.

Das sah, das fühlte ich; und dennoch beschönigte meine Leidenschaft einen geheimen Plan meines Kopfes. Nur blieb in dem Innersten meines Herzens eine kleine Unruhe, welche ich Ungewißheit, ob ich geliebt würde, nannte.

Hier hast Du das treue Gemählde eines jungen und gewiß nicht bösen Herzens, das sich dennoch darauf versteht, das Erhabenste mit den schleichenden Schritten einer gemeinen List zu vereinigen. Denn in der That stahl ich mich in ihr Herz, das mir so offen, so freudig entgegenschlug. Heimlich,

unbemerkt, legte ich sie in die stärksten Fesseln der Liebe, um sie dann, gefesselt, meiner Lust aufzuopfern. Erst zog ich sie an den Abgrund, und stürzte, von ihren Armen umfaßt, mich und sie hinein; dann endlich entdeckte ich ihr, daß es ein Abgrund sey, in den sie mit mir versinke. Ich stahl ihre Freundschaft, ihr Vertrauen, ihre Neigung, ihre Liebe, ihr ganzes Wesen; und als sie nun mein war, als sie jede Kraft zum Widerstande verloren hatte — da erst entdeckte ich ihr: mein Vater würde nimmermehr zugeben, daß sie meine Gattin würde.

Sie lag in meinen Armen, und hatte mich umschlungen; ihre heißen Lippen ruheten liebend an meiner Wange. Gerade in diesem Augenblicke des höchsten Vertrauens, bei der innigsten Hingebung ihres weichen Herzens, sagte ich ihr, wie unglücklich sie seyn sollte, und wie grausam ich gewesen war. Ihre Arme glitten von meinen Schultern; schnell hervorbrechende Thränen löschten das Entzücken in ihrem Auge aus, und ihre Brust hob sich langsam in einem schweren Seufzer. Sie sah mich mit den thränenvollen

nenvollen Augen starr an; dann beugte sie, von ihrem Schmerz und meiner Schuld ergriffen, die Stirn nieder, tief an meine Brust. So saß sie einige Minuten unbeweglich; dann hob sie den Kopf und die Arme schnell, wie von einem raschen Entschlusse getrieben. Ihr Gesicht glühete von einer höhern Röthe; ihre Arme umschlossen mich, und drückten mich heftig an ihr Herz: aber sie schwieg.

Und, Josephine, du antwortest nichts? sagte ich, nur um etwas zu sagen, weil meine Unruhe mich ängstigte.

„Jetzt nicht!" antwortete sie mit einem heftigen Accent. „Denn ich liebe dich ja! Was kommen kann, kommen muß — mag kommen! Ich kann ja für dich sterben, wenn nur du glücklich bist!"

Diese Vorwürfe einer Liebe, die sich aufgeopfert sah und dennoch treu blieb, durchschnitten meine Seele. Jetzt war mir meine Schuld klar und deutlich. Ich fiel Josephinen zu Füßen, faßte ihre Hände, drückte sie an mein ängstlich schlagendes Herz, gestand ihr meine Grausamkeit, daß ich sie, die hei-

tre, sanfte, reine, unschuldige, arglose Seele, den harten, grausamen, verderbenden Händen meines Vaters Preis gegeben, daß ich sie, die ich liebte, weil sie so gut, so unschuldig war, zum Opfer meiner egoistischen Leidenschaft gemacht hätte.

Sie legte die zitternde Hand auf meine Lippen, und sagte: „O schweig! . . . Nein, nein, daran will ich nicht denken! Von nun an will ich dich lieben, nur lieben; und muß ich untergehen, August: dann sey dein Nahme mein letzter Seufzer! War ich denn nicht das glücklichste Mädchen auf der Erde? — Wann müssen wir uns trennen?"

Uns trennen? trennen? rief ich, und drückte sie an mein Herz. Nein, Josephine, nein! Wenn ich dich je verlasse, so verlasse mich Gott, so verlasse mich das ganze Geschlecht der Menschen! so stoße mich die Hand des Allmächtigen über die Gränze seiner Schöpfung, seiner Liebe, hinaus, und mache mich zu einem ewigen Denkmahl seines unversöhnlichen Zornes!

„Wie!" fragte sie erstaunt. „Dein Vater wird nicht zugeben . . .; und du . . ."

O, wenn du mich liebst, Josephine, wenn du Muth hast, so ist — was ist dann alle Macht der Menschen!

Sie erblaßte, und sah mich zitternd an. Es war, als würde sie diesen Augenblick unter der Last eines tödtlichen Schmerzes erliegen: so bleich wurde sie schnell, so bebte ihr ganzes Wesen! Und dennoch sagte sie mit fester Stimme: „ich liebe dich über alles, und habe Muth zu allem; denn ich verzweifle an meinem Glücke. Fodre!"

O, Laval! mit diesen Worten stieß der Richter sein flammendes Schwert durch meine Seele. — Ich wendete mich, die Hände ringend, ab von ihrer bleichen, bebenden, den Tod erwartenden, Gestalt. Lange bedeckte ich meine Augen; endlich wendete ich mich wieder zu ihr, und noch immer stand sie da, wie ein Bild der höchsten Angst.

„Fodre!" sagte sie jetzt wieder, noch stärker bebend. „Aber fodre kein Verbrechen!" setzte sie leise hinzu. Jetzt flog der brennende Pfeil der Rache in mein Herz. „Fodre!" wiederholte sie noch einige Mal; und immer wurde ihr Ton leiser, sterbender.

„O, Josephine!“ sagte ich laut, mit dem Tone des Jammers; „was ich fodre, darauf blickt Gott mit Segen und Liebe!“

Sie erschrak sehr heftig, und fuhr zurück; dann bedeckte sie schnell das bleiche Gesicht mit beiden Händen, und sagte: „wir müssen scheiden!“

Ich verstand sie ganz unrecht, und glaubte, es sey ihr Wille, mich zu verlassen. So faßte ich sie denn in meine Arme, und beschwor sie, sich nicht von mir zu trennen.

„O, müssen wir denn nicht?“ sagte sie nun, mit dem Erröthen der Freude.

Wer will, wer kann uns zwingen! Ist nicht unsre Liebe von der Natur geheiligt? bist du nicht Fleisch von meinem Fleisch, und, was noch heiliger ist, bist du nicht Geist von meinem Geist? Nein! mein Vater wage es, mit harten Händen das heilige Band zu berühren, das die Tugend, die Natur um unsre Herzen gelegt hat! Nein! du, meine Geliebte, wirst meine Gattin!

Sie legte die Hand an die Stirn, und sagte nachsinnend: „Wenn das so ist, — und

fast scheint es mir so; — wenn unsre Liebe, nicht ein Werk des Himmels, aber doch kein Verbrechen ist; — o, wie hast du mich erschreckt! — wenn du ein Mittel weißt, deinen Vater zu versöhnen, oder seiner Härte zu entgehen: o! ich bitte dich, so rede!"

Sie sagte das um vieles ruhiger. Ich faßte sie in meine Arme, heftete meine liebenden Blicke auf ihre schönen Augen, und sagte froher: Wenn du Muth genug hast, Josephine, mit mir, um meinetwillen, dein Vaterland, deine Freunde, zu verlassen, in einem fremden Lande, unter beschränkten Umständen, meine Gattin zu seyn und, wenn es geschehen müßte, mit mir zu arbeiten, zu...

„O!" sagte sie, mich unterbrechend: „darfst du deinen Vater verlassen? darfst du?"

Ich fühle, daß ich es darf, Josephine; und wäre er auch mehr mein Vater, als er es ist, so fühle ich doch, daß ich dürfte. Aber ich weiß, er wird mich hassen, mich verfolgen, dich verfolgen, du theure Unschuldige! Wir müssen über die Gränzen unseres Vaterlandes, müssen aus Deutschland

fliehen. Mein Vater ist mächtig; in Deutschland könnte er unsern Aufenthalt vielleicht erforschen, und uns zu einer neuen Flucht nöthigen. Ach, Josephine! ich kann dir weiter nichts anbieten, als mein Herz und ein Leben voll Sorgen, voll Gefahr. Und darf ich das? darf ich das, Josephine? Darin besteht meine Schuld!

Jetzt strahlte ihr Auge von Entzücken. „Wenn du nichts weiter von mir verlangst, als den Muth unglücklich zu seyn: o, so fodre, so entscheide über mein Schicksal, über mein Leben! O, wenn es nur das ist, gütiger Himmel, nur das; so — o, so gebe ich dir Gewalt über alles, was ich bin. Fodre, was es auch sey; ich werde nicht widerstreben. Wenn du nur kein Verbrechen von mir foderst (und das wirst du nicht, gewiß nicht): so ist dein Wunsch mein Wunsch. Sey du nur glücklich; dann bin es auch ich, mitten im Elende bin ich es."

Ich wollte nun mit ihr einen Plan entwerfen; sie sagte aber entschlossen: nein! entscheide du für mich! Ich kenne das Leben

nicht, in das du mich führen willst, ja, nicht einmal die Gefahr, der wir entfliehen wollen. Ich liebe dich, und kann für dich sterben: nur das allein weiß ich."

Sie war auf keinen andern Gedanken zu bringen, und überließ mir das peinlich schwere Geschäft, ihr Schicksal zu bestimmen. Ich mochte ihr vorschlagen, was ich wollte — sie sagte zu allem Ja. Es entging mir nicht, wie viel es ihrem Herzen kostete, mit mir zu entfliehen; ich bemerkte sehr deutlich, daß sie bisweilen an den Unwillen ihrer Verwandten, an das Hohngelächter, an die Verläumdung ihrer Bekannten dachte. Daher war ich entschlossen, nur im Falle der höchsten Noth zu fliehen; doch eben so fest, oder noch fester entschlossen, mein Schicksal, was auch geschehen möchte, nie von dem ihrigen abzusondern. Ich lernte an der Gränze einen Geistlichen kennen, der mich mit Josephinen trauen wollte, und schlug ihr eine heimliche Heirath vor. Sie erschrak, wurde bleich, und hatte augenblicklich Thränen in den Augen; doch sie sagte bestimmt, und mit festem Tone: Ja!

Ich suchte sie zu überzeugen, daß wir kein andres Mittel hätten, als dieses. „Du wünschest es,“ sagte sie; „so wünsche ich es auch.“

Sie gab eine kleine nöthige Reise vor, und wir trafen einander eine Meile weit von meiner Garnison. Wir wurden getrauet, und sie war mein! mein! O, Laval! ich habe gelebt; denn sie ist mein gewesen! — Noch in diesem Augenblicke, da alles, alles dahin ist, füllt das Andenken an die Seligkeit jener wenigen Tage mein Auge mit Thränen der Freude. Ja, ich habe genug gelebt; denn ich bin sehr glücklich gewesen!

Josephine wohnte bei einer Witwe, einer alten ehrwürdigen Frau, die das Mädchen, wie ihre eigne Tochter, liebte. Sie verdiente unser Vertrauen, und hat es nie gemißbraucht. Zwar schüttelte sie wohl, für uns besorgt, den Kopf; doch sie sagte nichts, da es nun einmal geschehen war.

O Laval! welche selige Tage habe ich gelebt! Nein, Worte, und wären sie auch aus der Sprache höherer Geister, sind nicht im

Stande, das volle, reiche Herz meiner Frau zu beschreiben. Welch eine starke Seele! welch ein zartes Gefühl! welch eine himmlische Heiterkeit! welch ein weiser Ernst! „Und wenn nun auch...“ — sagte sie sanft — „haben wir nicht gelebt? Was könnte aus meiner Seele die Seligkeit des Gedankens vertilgen: er ist mein gewesen!“

Mein Vater schrieb mir: „ich könne jetzt, wenn ich wolle, in die Residenz zurückkehren, und er überlasse es mir, aus den edlen Familien des Landes eine Frau zu wählen.“ Nun galt es. Ich antwortete geradezu und fest, daß ich bleiben wollte, wo ich wäre. Das gab einen Briefwechsel, dessen Ton immer ernster wurde. Ich war darauf gefaßt, mit Josephinen abzureisen, sobald mein Vater nur Miene machte, mich zwingen zu wollen. Mein Bruder hatte mir schon Wechsel gegeben; so war ich denn unbesorgt, ja heiter. Der Vater ließ seine Idee, mich zu verheirathen, fallen; indeß vermuthete er, daß irgend etwas Wichtiges mich abhalten müßte, seinen Wunsch zu er-

füllen. Man fing nun an, mich zu belauern, setzte zusammen, erfand hinzu, und errieth halb und halb die Wahrheit.

Auf einmal öffnete sich die Thür meines Zimmers, und mein Vater trat herein. (So eben hatte Josephine mich verlassen.) Er sah mich forschend an, und sagte: „ich komme selbst, dich abzuholen. Wirst du mir in die Residenz folgen?" Ich antwortete ohne alle Verlegenheit: ja. Denn ich war auf jedes mögliche Ereigniß gefaßt; und auch Josephine wußte, daß ich in dem Falle, der jetzt eintrat, ruhig gehen würde, wohin man mich führte. „Aber jetzt, diesen Augenblick!" fuhr er fort. Ich lächelte, und sagte: zum Packen brauche ich etwa eine Viertelstunde.

„Das sollen meine Leute besorgen," erwiederte er, erwartend.

Auch das, antwortete ich ganz leicht; denn ich glaubte fest, daß man nichts finden würde, was mein Geheimniß verrathen könnte. Mein Vater schien durch meine Unbefangenheit verlegen zu werden. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und nieder; endlich sagte er fin-

ster: „hier ist Hut und Stock; komm!“ Ich ging mit ihm, und stieg, auf sein Dringen, in den Wagen. Sogleich setzte sich nun ein Officier mit hinein, der sich bis jetzt versteckt gehalten hatte. Der Wagen fuhr ab, und — vor dem Thore hielten einige Husaren, die nun nebenher ritten.

Es scheint beinahe, sagte ich, als wäre ich ein Arrestant.

„Bis in die Residenz, ja!“ war die ganze Antwort. Ich legte mich lächelnd in meine Ecke, und machte meinen Plan zum Entfliehen. Am folgenden Abend fuhren wir — das hörte ich an dem Gerassel — über eine Zugbrücke. Ich stieg aus, und war auf der Festung **g. Mein Inneres brannte; aber doch lächelte ich, als der Kommandant mir erklärte, daß ich auf Befehl des Fürsten Arrestant wäre. Wie lange kann das denn dauern? dachte ich ruhig.

Nach drei Tagen trat mein Vater in mein Zimmer, finster, mit gerunzelter Stirn, mit blitzenden Augen, deren Zorn er vergebens zu verbergen suchte. „Wie findest du es hier?“ fragte er ernst.

Nicht so übel, wie Sie vielleicht glauben, mein Vater. Sie würden diesen Aufenthalt übler finden.

„Hm! ja! — Sobald du vernünftig bist — ich weiß Unbesonnenheiten zu verzeihen; und das war eine.“ (Er warf mir den Trauschein, den mir der Geistliche ausgefertigt hatte, und der unglücklicher Weise unter meine Papiere gelegt worden war, auf den Tisch.) Ich werfe einen Blick auf das Blatt, und erstarre. „Kannst du nicht leugnen?“

Leugnen? leugnen? — Mein Vater, Sie wissen also jetzt . . . Nun lassen Sie es gut seyn, ich bitte Sie darum! — Ich war außer mir; denn ich zitterte für Josephinens Schicksal, und wollte doch nicht danach fragen. „Wie gesagt, ich weiß eine Unbesonnenheit zu verzeihen. Deine Heirath ist, als ungesetzmäßig, cassirt.“

Cassirt? Ewiger Himmel! Vater, das konnten Sie wagen? das? das konnten Sie?

„Eine Thorheit des Sohnes wieder gut machen — ja, das konnte der Vater. Hast

du Lust, mich anzuhören? Ich weiß, du nennst mich einen Tyrannen. Du wirst nicht ableugnen, daß bei einem solchen Papiere, wie dieser Trauschein, wenige Väter von meinem Stande gelassen bleiben würden. Ich bin es geblieben, und es steht bei dir, ob die Sache ganz in der Stille und sanft abgemacht seyn soll, oder nicht. Niemand weiß um deine Unbesonnenheit, als der Fürst und ich, und Die, denen du sie gesagt haben magst; ich hoffe, nur Wenigen. Das Mädchen, dem du ein so großes Opfer gebracht hast, habe ich gesprochen, und — will nicht leugnen, daß wohl die meisten jungen Herren deiner Meinung seyn möchten. Sie ist jung, schön, liebenswürdig; aber nicht schöner, jünger und liebenswürdiger, als hundert Fräulein, unter denen dir die Wahl frei steht. Das, mein Sohn, kannst du nicht leugnen. Es fehlt dem Mädchen nichts, als die Geburt; hätte sie die, so würde ich sie mit Freuden „Tochter" nennen. Denn — ich könnte fast wünschen, daß du dich bei dieser Begebenheit nur eben so anständig benehmen möchtest,

wie sie sich dabei benommen hat. Ich sehe an deinen brennenden Blicken, an deinem Zittern, an deiner Blässe, daß du fürchtest, ich könnte das Frauenzimmer im aufwallenden Zorne hart behandelt haben. Darüber kannst du indeß ganz ruhig seyn; denn in der That, mein Sohn, es liegt mir viel daran, die Sache so artig abzumachen, wie nur möglich. Du wirst mir zugeben, daß ich deine Geliebte in meiner Gewalt hatte. Ich war meiner Rache gewiß, wenn ich sie verlangte; ich brauchte sie ja nur den Gesetzen zu überlassen. Aber nein! es liegt mir daran, mein Sohn, endlich dein Wohlwollen zu gewinnen."

O, Gott! — Vater, Sie spannen mich auf eine höllische Folter! Was sagte meine Josephine?

„So höre, mein Sohn. Ich ließ dich beobachten, und fing an zu glauben, daß du in einen Liebeshandel verstrickt wärest. Er braucht nur von dem Mädchen getrennt zu werden, dachte ich; so wird sich das wohl geben. Ich komme; du bist bereit zu reisen.

Nun finde ich deinen Trauschein. Das hatte ich nicht gefürchtet. Ich erschrak; doch, bald war ich wieder gefaßt. Ich schickte hinunter, und ließ das Frauenzimmer bitten, auf eine Viertelstunde zu mir zu kommen. Im ersten Augenblick war ich erbittert, eben weil mich die Entdeckung überrascht hatte; ich brauchte einige Minuten Zeit, mich zu besinnen. Das Frauenzimmer kam. Mademoiselle, hob ich an, ich bin der Vater des jungen Officiers, der hier gewohnt hat. Dieser Schein, den ich unter seinen Papieren gefunden habe, hat mich belehrt, daß Sie mit ihm heimlich verheirathet sind. Sie sah das Blatt an, gab es mir zurück, und sagte ohne Trotz, aber auch nicht furchtsam: ja, so ist es. — Sie wußten wohl nicht, fuhr ich fort, daß ein Sohn, ohne die Zustimmung seines Vaters, keine gesetzliche Ehe schließen darf? — Das wußte ich allerdings, antwortete sie. Ihr Sohn rechnete bei dieser Handlung auf die Verzeihung seines Vaters; und ich, gnädiger Herr — hier fing ihr Auge an zu funkeln — ich sah nichts, als das Glück, die Geliebte Ihres

Sohnes zu seyn. Nun sank ihr Ton wieder, und sie wurde ruhig. — Ich bedaure Sie, sagte ich; denn die Unbesonnenheit meines Sohnes hat vielleicht ein unschuldiges Mädchen unglücklich gemacht. Sie — erwiederte sie nun, und faßte meine Hand — Sie könnten mich glücklich machen." —

„Ich erzähle dir das alles, mein Sohn, obgleich hundert Väter es verschweigen würden. Die Wahrheit zu gestehen — ich fühlte Mitleiden mit dem Mädchen, und schämte mich eines Sohnes, der das Glück eines unschuldigen Herzens auf dieses nicht zu gewinnende Spiel gesetzt hatte; der immer von Tugend redet, von seinem Vater die Aufopferung seiner reifen, in der Welt erprobten, Grundsätze fodert, und für ein Herz, das er zu lieben vorgiebt, eine Begierde nicht aufopfern konnte! — Ich bedaure Sie, Mademoiselle, sagte ich; das Glück, das Sie von mir zu erwarten scheinen, steht nicht in meiner Gewalt. Aber wenn Sie den Rath eines Mannes annehmen wollen, der sich für Ihr Schicksal interessirt, so soll Ihre Unbesonnenheit

heit weniger unglückliche Folgen haben. — Dieses Papier ist in meinen Händen, und auch ein Befehl, Sie festnehmen zu lassen. — Ich zeigte ihr den Verhaftsbefehl."

O Gott, edle Josephine! rief ich hier voll Schmerz. Mein Vater, wie konnten Sie diese schöne Seele so ängstigen!

„Sie mußte mich kennen, Sohn, wie du mich kennen mußt. — Ich gab ihr nun die festeste Versicherung, daß sie nie, unter keiner Bedingung, zu einer gesetzlichen Heirath mit dir gelangen könnte. Sehen Sie, Mademoiselle, fuhr ich fort, ich habe die Gesetze der Ehre für meinen Stand nicht gemacht, der eine solche Ehe nun einmal für eine Schande hält. Sie mögen berechtigt seyn, Sich darüber zu beklagen; doch, an meiner Stelle, mit meiner Erfahrung, in meinem Alter, würden Sie ohne Zweifel eben so denken, wie ich. Kurz, eine Verbindung zwischen Ihnen und meinem Sohn ist unmöglich; denn — gerade heraus! ich will meinen Sohn lieber im Sarge sehen, als an Ihrer Seite. Es ist mir nicht unbekannt, daß mein Sohn ent-

schlossen ist, für Ihren Besitz alles zu thun, sogar, wenn es seyn muß, mit Ihnen davon zu gehen, und die drückende, unerträgliche Last der Verachtung und der Armuth zu tragen; aber zu Ihrem Unglück, Mademoiselle, haben Sie es mit einem Vater zu thun, der eben so fest entschlossen ist, wie der Sohn. Der junge Herr sitzt an einem Orte gefangen, der es ihm unmöglich macht, zu entfliehen; und dort bleibt er so lange, bis Sie heirathen, oder bis er mit einem Frauenzimmer seines Standes getrauet wird. Nun wissen Sie sein Schicksal! Es ist so unabänderlich, als hätte es Gott selbst bestimmt: eine Strafe, die er an mir und auch an Ihnen, meine schöne Unglückliche, verdient hat! Ihre Ehe lasse ich von dem Fürsten trennen, für nichtig erklären. Sie, Mademoiselle, sind für Ihre Uebereilung ohnehin hart genug bestraft; aber doch behalte ich Sie im Auge, und der erste zweideutige Schritt, den Sie thun, kostet Ihnen Ihre Freiheit. — Das mein Sohn, ist meine sehr ernstliche und unabänderliche Meinung."

Nun aber, wie nahm Josephine das? fragte ich nach einer Pause.

„Sie war, wie du leicht denken kannst, erschüttert, und zweifelte, wie sie mir gestand, nicht daran, daß ich Wort halten würde. Du hattest ihr ja meinen Charakter beschrieben! (setzte er ein wenig lächelnd hinzu.) Sie versank in ein langes Nachdenken; dann sagte sie schnell: haben Sie überlegt, Herr von Matt, daß Ihr Sohn auf diese Art nie wieder in Freiheit kommen wird? — Das weiß ich, mein Kind, sagte ich; denn ich kenne meinen Sohn, wie er mich. Sie allein hätten es in Ihrer Gewalt, wenn Sie wollten, zwischen Vater und Sohn zu treten; Sie allein könnten meinen Sohn in Freiheit setzen. — Reden Sie! reden Sie! erwiederte sie sehr lebhaft. Was soll ich thun? Ich kann für ihn alles. — Sobald Sie verheirathet sind, ist er frei. Ihre Ehe wird getrennt. Ich werde für eine reichliche Ausstattung und für einen sehr braven Mann sorgen. Sie sollen sogar glücklich werden. — Glücklich? sagte sie; das nicht! Auch keine Heirath,

gnädiger Herr! Ich bin so fest in meinen Entschlüssen, wie Sie. Nie werde ich meine Hand einem andern Manne geben. Auf die Bedingung also muß ich, muß Ihr Sohn, müssen Sie selbst unglücklich seyn! Nie, nie! — das schwöre ich Ihnen bei diesem gequälten Herzen! — nie werde ich heirathen. Aber — fuhr sie langsamer fort — wenn ich ihm nun entsagte? auf ewig entsagte! — Welche Sicherheit hätte ich dafür? fragte ich lächelnd. — Mein Wort, erwiederte sie mit dem wirklich sehr schönen Ausdrucke eines sanften Stolzes. — Fast, Mademoiselle, könnte ich es, auf diese funkelnden Augen voll Ehrlichkeit hin, wagen — wenn ich nur nicht schon über ein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt hätte. Jetzt brauche ich einen andern Bürgen, als Ihr Wort."

„Hier betrachtete sie mich doch mit einem gewissen anmaßenden Stolze, der mir weniger gefiel. Nun denn, gnädiger Herr, sagte sie: so lassen Sie mich hinsetzen an seine Stelle, und geben Sie ihm die Freiheit! — Kind, sagte ich scherzend, ein Gefängniß ist

keine Visite, die man wider Willen macht, die aber nach Einer oder ein Paar Stunden vorbei ist. (Sie rang die Hände.) Wenn Ihnen, fuhr ich fort, sein Glück etwas werth ist — es steht in Ihrer Gewalt; eine Heirath — Nimmermehr! unterbrach sie mich heftig; nimmermehr! Aber entsagen will ich ihm, unter welcher Form, mit welchen feierlichen Versicherungen Sie selbst wollen. „Das hat sie gesagt, mein Sohn," setzte mein Vater ernst, ohne Zorn, hinzu. „Du weißt jetzt meinen Entschluß. Besinne dich, ich bitte dich, mein Sohn; höre!" —

Ich hörte nicht; ich sah nur die gemarterte unglückliche Josephine, und rief mit den Tönen der Verzweiflung: Reden Sie! Hat sie meiner Hand entsagt? Reden Sie! sprechen Sie mein Todesurtheil!

Mein Vater sah mir einen Augenblick nachdenkend in's Gesicht, und sagte dann: „sie hat dir entsagt."

So bin ich verloren! O, grausam! Freuen Sie Sich! So habe ich sie auf ewig verloren, und ihr Herz ist gebrochen! — Ich

kannte sie, Laval; ich kannte das edle Weib. Hatte sie mir entsagt, so wußte ich, daß sie für mich verloren war. Ich überließ mich der trostlosesten Verzweiflung. Mein Vater suchte mich zu beruhigen, und war in der That sanfter, theilnehmender, als ich ihn jemals gesehen hatte. Von einer Heirath sagte er nichts, und bot mir sogar unter leichten Bedingungen eine Art von Freiheit an. Ich schlug sie aber aus, kalt, bitter, ergrimmt. Hier, sagte ich, und blickte in dem Gefängnisse rings umher — hier will ich sterben!

Mein Vater verließ mich. Nun fingen Zweifel an, mich zu peinigen, ob er sich auch so gütig gegen Josephinen betragen hätte, wie er sagte. Bei seinem Stolze, seiner Herrschsucht — wie war es da möglich! Jetzt bereuete ich es, daß ich meine Freiheit nicht angenommen hatte; denn sie war ja das einzige Mittel, Josephinen zu sprechen, und sie von dem grausamen Entschlusse, sich von mir zu trennen, abzuhalten. Ich schrieb ihr, und bewog meinen Aufseher zu dem Versprechen,

den Brief zu bestellen. Allein, ob er in Josephinens Hände kommen würde, daran zweifelte ich. — Mein Vater kam bisweilen zu mir, doch mit jedem Male finsterer, heftiger. Er setzte auf meine Befreiung den Preis meiner Untreue an Josephinen.

Ich antwortete nicht einmal auf diese Forderung. Sechs Monathe blieb ich in meinem Gefängnisse, ohne je eine Zeile oder eine Nachricht von Josephinen zu bekommen. Ich fürchtete nun, daß mein Aufseher von meinem Vater bestochen wäre; und diese Furcht bestätigte seine Tochter, die mir zuweilen mein Essen brachte. Ich schrieb aufs neue an meine Josephine, und das Mädchen versprach mir, den Brief durch ihren Bräutigam bestellen zu lassen. Nach einigen Tagen bekam ich Antwort. O Gott! Gott! Laval, es giebt eine Ewigkeit; sonst hätte ich verzweifeln müssen! Josephine war todt. Ich hielt den Brief, den mir das Mädchen gebracht hatte, in den zitternden Händen; ich las, ich schwankte, und sank ohnmächtig nieder. Aber, dacht' ich, ist es denn auch

wahr? kann es nicht eine neue höllische Betriegerei seyn? — Das Mädchen war noch da. Ich befragte sie genau über die kleinsten Umstände. Doch alles traf zu. „Ich," sagte das Mädchen zitternd, „habe es schon länger gewußt, aus meines Vaters Munde."

Gewußt? aus deines Vaters Munde? Also aus dessen Munde? Nein, sie lebt! sie lebt gewiß! Denn sieh, mein Kind! — ich zog das Mädchen, das bei meiner Heftigkeit zitterte, zu mir — denn sieh! wäre sie todt, so würde ich ja schon längst wieder frei seyn. Wozu dann noch dieses Gaukelspiel meiner Gefangenschaft?

„Auch Ihr Herr Vater, sagte das Mädchen heimlich, glaubt nicht, daß die Mamsell todt ist."

Wie! fuhr ich auf; auch er glaubt es nicht? Mein Vater glaubt es nicht, daß sie todt ist? — Dieser Brief ist von ihm, von ihm selbst, geschrieben und mir durch dich in die Hände gespielt! O, des höllischen Gaukelspiels!

Das Mädchen weinte bitterlich darüber,

daß ich ihre Redlichkeit in Zweifel zog. „Sie haben mich," hob sie schluchzend an, „schon långst gedauert, besonders, als ich erfuhr, warum Sie hier gefangen såßen. Mein Vater schickte Ihre Briefe immer an Ihren Herrn Vater. Es jammerte mich, daß Sie so betrogen wurden. Da hôrte ich aber meinen Vater erzåhlen, daß die Mamsell todt seyn sollte. Der alte Herr von Matt wollte es nicht glauben: er hielt die Nachricht für eine List, durch die man Sie aus dem Gefångnisse zu befreien suchte."

Ich ließ mir von dem Mådchen Wort für Wort wiederholen, was sie gehôrt hatte. Sie erzåhlte mir geduldig. Da überlief mich ein Schauder; es war mir, als schwebte Josephinens Schatten an mir vorüber. Ich fing an, es für môglich zu halten, daß der Gram sie getôdtet håtte. O, sagte ich zu dem Mådchen: ôffne mir diese Thüren, und ich will dich mit Gold überschütten! Mådchen, entflieh mit mir! Ich muß hinaus, oder die Angst wird mich tôdten!

Das Mådchen weinte, und stellte mir

vor, daß es unmöglich wäre, aus der Festung zu kommen. „Eher," sagte sie, „ginge es zum Fenster hinaus; das ist nicht sehr hoch!" Sie zeigte auf das Fenster, das zu hoch über dem Boden war, als daß ich, ohne auf irgend etwas zu steigen, hätte hinaus sehen können.

Ich bat sie um Feilen und Stricke. Sie versprach mir Beides mit Zittern, und hielt Wort. Das gutmüthige Mädchen brachte mir nach und nach alles, was ich brauchte. Ein Paare Stäbe in dem Fenstergitter waren bald durchgefeilt. Aus den Stricken machte ich eine Leiter, und so entkam ich glücklich.

6.

Steinspring.

In der tiefen, dunklen Nacht, stand ich nun, ganz einsam, mitten im dickſten Walde. Zu meinen Füßen rauschte ein Strom, und über mir donnerte ein immer näher kommendes Gewitter. Da stand der Sohn des reichsten

Mannes im Lande mitten in dem schrecklichsten Regen; und ganz nahe bei ihm schlug ein Blitz in die Eichen! Ich hob die Hände betend zu den schmetternden Blitzen auf, und sagte: hieher trefft! diesen Kopf, dieses trostlose Herz! Ich sah bei dem Lichte des Blitzes die tobende Fluth des Stromes sich in hohen Wogen fortwälzen, und wünschte, davon verschlungen zu werden. Es war eine schreckliche Nacht, voll Aufruhr; doch in meiner Brust tobte der Aufruhr noch stärker. Da brach die Morgenröthe hinter dem Saume des finstern Gewölkes hervor. Ich ging den Fluß hinauf, in der ödesten wildesten Gegend, über unzugängliche Felsen. Lebensmittel hatte ich bei mir, und die Gegend war mir nicht unbekannt. Der Fluß mußte mich nothwendig in die Nähe meines Bruders führen.

Endlich war ich, mit blutigen Füßen, mit zerrissenen Kleidern, nicht mehr weit von seinem Gute. Ich schrieb ihm auf ein Blatt aus meinem Taschenbuche mit Bleistift, daß ich ihn bei dem Vogelherde erwarte. Mit diesem Billet schickte ich einen Kohlenbrenner

fort; und nach einer Stunde lag ich in meines Bruders Armen.

O, welch ein Augenblick der höchsten Zärtlichkeit, und des höchsten Schmerzes! Mein Bruder wußte alles. Ich bin entflohen, sagte ich; gieb mir Geld! — „Armer, armer Bruder!" unterbrach er mich; „und dennoch glücklicher, als ich! denn sie ist todt, die du liebtest."

Da erblaßte ich. Nein, sie lebt! sie lebt! Wäre sie todt: warum hätte man mich nicht in Freiheit gesetzt? Ich überzeugte meinen Bruder halb und halb; doch bald zuckte er wieder die Achseln, und sagte mir eben das, was mir schon die Tochter des Gefangenwärters gesagt hatte: daß mein Vater die Nachricht von Josephinens Tode für eine List hielte, wodurch man mich habe befreien wollen. — Ich blieb eine Nacht in dem kleinen Häuschen auf dem Vogelherde. Mein Vater hatte, auf die Nachricht von meiner Flucht, sogleich Jemand nach dem Gute meines Bruders geschickt, um sich ganz in der Stille nach mir zu erkundigen; doch Niemand wußte dort um

meinen Aufenthalt. Mein Bruder gab mir Jägerkleidung, nebst Geld; und so wanderte ich weiter durch Wälder, die ich sehr gut kannte. Ich konnte leicht einsehen, daß man mir auf dem Wege nach meiner Garnison nachsetzen würde; daher ging ich auf der entgegengesetzten Seite, nach der Gränze hin, um zu dem Prediger zu kommen, bei dem meine unglückliche Josephine vor unserm zweiten Wiedersehen gewohnt hatte.

Endlich war ich in dem Wege zwischen den Nußgebüschen, den ich mit ihr ging, als wir von der Kindtaufe kamen. Ich trat aus dem Gebüsch auf die Anhöhe, wo ich damals mit ihr gesessen, fand unsern Sitz noch, setzte mich darauf nieder, und weinte schmerzliche Thränen.

Dann ging ich zitternd, bei jedem neuen Schritte ängstlicher, den Weg in das kleine Dorf hinunter, auf die Pfarre zu. Der Prediger kam mir entgegen, kannte mich noch, und faßte mich fröhlich in seine Arme. „Willkommen!" sagte er freundlich, wie man es zu einem alten guten Freunde sagt.

Ich blickte um mich her, hatte nicht den Muth zu fragen, und sah nur starr auf den Platz hin, wo Josephine zu sitzen pflegte. Da sagte der Mann, mit dem betrübtesten Gesichte, und mit Thränen in den Augen: Sie wissen also schon, daß Josephine ... — Mehr konnte er nicht hervorbringen. Ich taumelte auf ihren Sitz, und sagte leise: todt! — „Todt!" wiederholte er, eben so leise, und trocknete sich die Augen.

Wissen Sie etwas ...? Weiter konnte ich nicht reden. „Sie starb," sagte er, „aus Gram. Das gute Kind hatte ein allzu weiches Herz. Man trägt sich mit allerlei Gerüchten, die aber gewiß nicht wahr sind: von einem ungetreuen Liebhaber. O Gott! wie hätte ein Mensch der ungetreu werden können! Vor zwei Monathen war sie noch hier, zum letzten Male; aber schon so bleich! und noch sanfter, noch gütiger, freundlicher, als sonst. Dort oben auf der Höhe war ihr Lieblingssitz. Da saß sie jeden Tag, so lange sie hier war."

Sie war hier? fragte ich mit brechendem Herzen.

Der Prediger schlug die Hände zusammen. „Noch acht Tage!“

Wo starb sie?

„Bei einer Verwandten, die sie zärtlich liebte.“ (Es war eben die Frau, die unser Geheimniß wußte.) „Aber mein Gott! was ist Ihnen!“ —

Ich konnte meinen Schmerz nicht länger mäßigen, beugte das Gesicht auf Josephinens Sitz, und schluchzte laut. Dann sagte ich dem Manne, wie ich sie geliebt hätte, daß sie meine Gattin gewesen wäre, und daß mein grausamer Vater — —

Auch ich blieb hier acht Tage; auch ich war fast immer auf der Anhöhe, wo sie gesessen, und wo sie gewiß an mich gedacht hatte. Da saß ich trostlos, ganz trostlos! — Endlich reis'te ich nach meiner gewesenen Garnison, wo ihre Verwandte noch lebte. Ich wußte, daß man mich von da zu meinem Vater schleppen würde; doch immerhin! mochte man es doch thun! — Unsre Hauswirthin empfing mich so trostlos, wie ich selbst es war. Sie gab mir ein Paar Zei-

len von der Hand meiner Josephine, die der Tod mitten im Schreiben überrascht hatte. Das Blatt enthielt eine Bitte an mich, sie nicht zu vergessen, meinem Vater zu verzeihen, und meinen Schmerz zu mäßigen. Ich drückte das Blatt an meine bleichen, bebenden Lippen; dann fragte ich: und mein Vater?

„Ihr Vater ist ein fürchterlicher Mann!"

Hat er Josephinen hart behandelt? (Ich sprang bei dieser Frage auf, und trat dicht vor die Frau hin.)

„Das wohl eben nicht. Aber — die Härte gegen Sie, Ihre Gefangenschaft . . . Josephine erbot sich, allen Ansprüchen auf Sie zu entsagen und Sie nie wieder zu sehen, wenn man Ihnen Ihre Freiheit wieder geben wollte. Ihr Vater verlangte, sie sollte heirathen. Nein, sagte die gute Josephine; ich kann alles für ihn thun, nur nicht einen Menschen betriegen. — Der Gram um Sie hat ihr das Herz gebrochen. Sie ist sanft und ruhig gestorben."

Ich war wie vernichtet, und hatte nicht

einmal

einmal Thränen. Ach, ich fühlte, daß ich selbst mehr ihr Mörder war, als mein Vater! Denn — hatte ich sie nicht mit diesem grausamen Manne in eine so fürchterliche Beziehung gebracht? — Ich wollte ihr Grab besuchen; sie war aber nicht hier, sondern in einem Dorfe, ein Paar Meilen weit von dem kleinen Orte, gestorben, wohin wir denn zu wallfahrten beschlossen.

Am folgenden Morgen trat der commandirende Major in das Zimmer. Man wußte schon lange, daß ich entflohen war, und hatte mich, wie ich von Josephinens Verwandten erfuhr, auch schon aufgesucht. Ich lächelte.

„Herr Lieutenant,“ sagte der Major sehr höflich, „ich bedaure recht sehr; aber meine Pflicht, meine beschwerliche Pflicht . . .“

Ich weiß, was Sie wollen, sagte ich sanft. Lassen Sie diese Frau nur noch einige Kleinigkeiten erzählen von meiner verstorbenen Frau. Dann bin ich zu allem bereit.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr Lieutenant, daß Sie sich wollen nach...“

Wohin Sie wollen, Herr Major, wohin Sie wollen: in den tiefsten Kerker, in einen Abgrund, in das Grab. Sobald diese Frau auserzählt hat, gilt es mir sehr gleich, was mein Vater mit mir vornimmt. Einen gegehorsameren Sohn muß nie ein Vater gehabt haben, als der meinige, bis auf den Einen Punkt. Josephine, o treu bin auch ich dir bis zum Tode! — Laval, das Leben war mir in diesem Augenblicke so zum Ekel, daß ich nicht einmal mehr Haß fühlte.

Ich ließ mich ruhig nach der Residenz bringen. Mein Vater mußte Nachricht von meinem Gemüthszustande haben; denn er empfing mich mit einem gerührten, gütigen Blicke. In welches Gefängniß muß ich jetzt? fragte ich ihn, indem ich dem Unterofficier meine Arme entgegenhielt, als ob er sie fesseln sollte.

„In die Arme, an das Herz deines Vaters!" antwortete er sehr sanft.

Meines Vaters? O Gott! hätte er mich geliebt, dieser Mann, der sich meinen Vater nennt, nur wie ein wildes Thier sein Jun-

ges — dann wäre ich glücklich! — Sie ist todt! Josephine, hier stehen deine Mörder: er triumphirend, daß es ihm gelang; ich? o guter Gott, ich? Er triumphire noch einmal, und ich wohne bei dir im Grabe! Unglückliches Weib, unglücklicher Sohn! aber, — hier warf ich einen funkelnden Blick auf ihren und meinen Verfolger — aber auch unglücklicher Vater!

Mein Vater stand, die Arme über die Brust gekreuzt, mit einem ungewissen Anstande, da. Er wollte mich schonen, und doch blitzte der Zorn aus seinen funkelnden Augen. Endlich siegte seine Leidenschaft über den Vorsatz des Verstandes. Er brach gegen mich in bittere Vorwürfe aus, die mich indeß gar nicht bewegten. Ich ging auf mein Zimmer, wo ich nun allein, in einer unüberwindlichen Schwermuth, in der tiefsten Einsamkeit, lebte. Mein Vater machte mancherlei Versuche, sich mit mir zu versöhnen und meinen Gram zu zerstreuen; sie mußten aber alle mißlingen, da ich ihn nicht liebte. Schon lange hatte er die Liebe

seiner Kinder verloren: was half ihm nun seine väterliche Gewalt! Er war so unglücklich, wie wir selbst.

Jetzt wollte er mich bei meinem Charakter fassen, und machte mir den Vorwurf, daß ich meinem Kummer unmännlich nachhinge. Das gelang. Ich raffte mich auf, nahm die Wechsel von meinem Bruder, überließ ihm dafür mein ganzes Vermögen, und war, ehe man nur meine Abwesenheit merkte, schon über der Gränze. Ich ging, wohin der Zufall mich brachte, nach Hamburg. Dort führte mir mein gutes Schicksal dich, Laval, dich, meinen Schutzgeist, entgegen. Deine Freundschaft heilte die Wunden meines Herzens. Ich ging mit dir nach England. Da ich mein edelstes Daseyn verloren hatte, so wurde Neugierde, Wißbegierde, meine Leidenschaft. Gefahren kannte ich nicht; das Leben war mir nichts werth. Ich ging nach Indien, durchstreifte beinahe die ganze Erde; doch nie verlor ich das schöne Angedenken an meine Josephine, und nie kam ich auch nur in die kleinste Versuchung, ihr ungetreu

zu werden. Glücklich war ich nicht, doch wenigstens ruhig. Ueberall sah ich Schmerz auf der Brust der Menschen liegen. Ich kannte nun die Erde mit ihren Bewohnern, und sehnte mich zurück in deine Arme, mein Freund, zurück in den heimischen Boden, um da mein Grab zu finden.

Ich komme wieder nach Europa, eile sogleich in deine Arme, und reise dann in mein Vaterland. Mein Vater war todt. Mein Bruder, zu dem ich nun gehe, hat seine Wünsche erreicht: seine erste Geliebte ist seine Gattin; aber er lebt nicht glücklich. Nichts ist ihm von dem alten Zustande übrig geblieben, als seine älteste Liebe, die zu mir. Er lebt mit seinem Sohne in einem fast eben so gespannten Verhältnisse, wie unser Vater mit uns.

Die Vergangenheit ist ungenützt an seiner Seele vorüber gegangen; er selbst ruft das Ungewitter über sein Haupt herab. Ich habe mich mit der Asche meines Vaters versöhnt, und stehe oft nachdenkend an seinem Grabe. Er starb, ohne ein Auge voll Thrä-

nen, ohne ein Herz voll Liebe an seinem Sterbebette zu haben. Meinen Nahmen hat er noch genannt, und mit diesem Ausruf ist sein Geist entflohen.

Jetzt, Laval, weißt du meine Geschichte. Hier, wo ich auf dem Boden meines Unglücks stehe, ist alles wieder lebendig erwacht, meine Sehnsucht, meine Liebe, sogar mein Schmerz; und doch befinde ich mich hier besser, als sonst irgendwo. Der Anblick meines Bruders, der Anblick unserer Spielplätze in der Jugend, beruhigt mich, wie mit einer Art von Zauberei. Es ist die Lethe einer stillen, dämmernden Unterwelt, wo man nicht glücklich, aber doch ruhig ist.

7.

Steinspring.

So wie ich in meines Bruders Haus trat, fiel mir der Unfriede in den Gesichtern auf. Mein Bruder sagte mir, als die erste Unruhe des Willkommen! vorüber war, mit reiner

Freude: „du bist ein reicher Mann, Bruder August! Dein Vermögen hat in meiner Hand gewuchert!" Ich lächelte. Meine Schwägerin wiederholte: „Sie sind ein sehr reicher Mann!" und zwar in einem Tone, an dem ich wohl hören konnte, welchen Werth der Reichthum in ihren Augen hat. „Wir wußten, daß Sie noch lebten," setzte sie hinzu. Und nun brachte sie das Gespräch auf mein Alter und auf die Ruhe, deren ich in der Gesellschaft meines Bruders genießen könnte, so daß nur noch die Frage fehlte: nicht wahr, Sie ernennen uns doch zu Ihren Erben?

Mit jedem Tage sah ich immer deutlicher, daß meine Schwägerin habsüchtig ist. Zu dieser Habsucht kommt nun noch der bitterste Haß gegen die erste Frau meines Bruders, und gegen alles, was ihr angehört. Sie hatte meinen Bruder sehr innig geliebt, und eben daher war dieser Haß, während ihrer hoffnungslosen Trennung von ihm, entstanden. Endlich stirbt die erste Frau, und mein Bruder heirathet nun seine Geliebte. Die

schöne Blüthe der Jugend war schon dahin; und alle Eindrücke hafteten bei ihr fest. Sie blieb auch jetzt, als sie ihre Wünsche erreicht hatte, finster, besonders gegen ihren Stiefsohn, einen braven jungen Menschen, der alles anwendete, um sich die Liebe seiner Stiefmutter zu erwerben, doch sich immer von ihr zurückgestoßen sehen mußte.

Zwar beobachtet sie den äußeren Anstand gegen den Stiefsohn; doch, sie ist — vielleicht sogar ohne ihr Wissen — allen Wünschen des jungen Menschen entgegen. Sie hat ihn in beständiger Abhängigkeit von seinem Vater zu erhalten gewußt, die er denn — zwar mit dem eifrigsten Bestreben ruhig zu scheinen, doch mit ganz augenscheinlicher Ungeduld — erträgt. Mein Bruder ist nicht ganz frei von der herschsüchtigen Laune, wodurch unser Vater mich und ihn so unglücklich machte.

Da siehst du, Laval, die Pflanze, aus dem ein großer giftiger Baum des Hasses, des Unglücks, werden wird; und jede Hand pflegt die kleine Pflanze noch dazu, und befördert ihren Wachsthum! So will ich denn einen

Versuch machen, ob ich sie nicht in ihrer Wurzel zerstören kann.

Meine Schwägerin hat eine Verwandte, ein recht artiges, gutes und sehr reiches Mädchen. Die soll mein Neffe heirathen. Er mag sie nicht, vielleicht nur deshalb, weil man sie ihm aufdringen will. Ihn verlangt, aus dem väterlichen Hause weg, in die Welt zu kommen. Das will aber sein Vater nicht zugeben. Seine Stiefmutter spielt die Leidende: sie ist empfindsam, und hat immer die schönsten, erhabensten Grundsätze im Munde. In meines Bruders Augen gilt sie für äußerst gütig, ja sogar für allzu nachgiebig gegen ihren Stiefsohn. Doch ihre Blicke, ihre kleinen Nebenanmerkungen über ihres Stiefsohns Familie von mütterlicher Seite, und die vielen kleinen Dornen, die sie jeden Augenblick heimlich in seine Brust drückt, sind hinlänglich, das Herz des jungen Menschen zu zerreißen. Ich bemerke das sehr wohl, obgleich mein Bruder nichts davon gewahr wird.

„Aber, Leberecht," sagte ich; „wenn er

nun nicht will? Laß ihn doch in Ruhe, wenn er sie nicht leiden mag! Denk' an dein eigenes Schicksal!"

Aber die Ursache, warum er nicht will, lieber Herr Bruder! sagte meine Schwägerin, halb betrübt, halb erbittert. Es ist ihm an dem Mädchen weiter nichts zuwider, als der Nahme, weil auch ich eben so heiße. Sie ist jung, schön, gebildet, von seinem Stande, und dabei reich, sehr reich!

Das sagte auch mein Vater Ihrem Manne, Frau Schwester. Man sollte so nicht sagen!

Mein Mann liebte, erwiederte sie bitter; das verändert die Sache.

Diese Falschheit verdroß mich; denn man hatte, wie ich wußte, die Vermuthung, daß auch der junge Mensch schon liebte. Lebe recht, fragte ich, habe ich denn nicht von dir gehört, daß dein Sohn seinen Liebeshandel so gut hat, wie wir in der Jugend den unsrigen?

„Hm! ja! das glaube ich fast. Aber mit uns war es auch ganz anders!"

Wie denn so, Bruder? Das bin ich doch

begierig zu hören. Was weißt du denn von deinem Sohne? worin denn anders?

„Das Mädchen ist blutarm, lieber Bruder.“ (Du siehst, Laval, daß die Schwägerin das sagte.)

Desto glücklicher und dankbarer würde mein reicher Neffe sie machen. Guter Gott!

Meine Schwägerin erröthete, und sagte ein Paar Sentenzen her, die einem Diogenes Ehre gemacht hätten. Ich schüttelte schweigend den Kopf; denn — wo Kopf und Herz so sehr in Streit sind, was läßt sich da hoffen! — Weiter! sagte ich ruhig.

Kurz, man wußte von dem Mädchen so viel, wie nichts. Man ahndete, man vermuthete die Liebe des jungen Menschen nur aus seinen öfteren Abwesenheiten, aus seinem träumerischen Wesen, seinem finstern und stillen Gram, und aus der Entschlossenheit, mit der er sich der Verbindung mit seiner Cousine widersetzte. — Wir gingen im Garten spazieren, und kamen jetzt eben durch einen dunklen Gang von Cypressen und Trauerbirken bei der Kapelle, in welcher das Be-

gräbniß unsrer Familie ist. Ich faßte meines Bruders Hand, und sagte ihm, sehr bewegt: hier ruhet die Asche unseres Vaters. Er machte uns unglücklich! — Mein Bruder schien gerührt. Ich faßte die Hand meiner Schwägerin. Liebe Schwester, Sie haben den Schmerz einer getrennten Liebe empfunden. Nein, Sie können nicht durch eben diesen Schmerz zwei andre Menschen unglücklich machen wollen!

Gewiß nicht, lieber Herr Bruder. Ich hoffe aber, Sie werden mich nicht mit einem nahmenlosen, unbekannten Mädchen vergleichen wollen. Meines Mannes Liebe billigte jeder Mensch; aber — ich möchte nicht gern einen Punkt berühren, der Ihnen weh thun könnte. (Sie sah mich mit einem, in der That sehr angenehmen, gütigen Lächeln vertrauend an.) Es ist recht Schade, fuhr sie fort, daß immer der Stiefsohn Freunde findet, und die Stiefmutter keinen. Doch von Ihnen fodre ich Gerechtigkeit, weil ich Sie liebe. (Sie sagte das recht artig, halb wie in Scherz.) Glauben Sie in Ernst,

wir müßten zu jeder Heirath, die unser Sohn zu schließen Lust hätte, Ja sagen? Er verbirgt seine Liebe, das ist ein übles Zeichen. Es scheint mir fast, als wäre seine Liebe mehr böser Wille, als Leidenschaft. Der Wunsch nach Unabhängigkeit mag bei einem jungen Manne sehr natürlich seyn; aber mich dünkt, Wilhelm will das Joch seines Vaters abwerfen, nicht weil es ihn drückt, sondern nur, weil er will.

„Das ist es, Bruder, das ist es! Meine Frau hat den rechten Punkt getroffen. Es dauert ihm zu lange, ehe er hier Herr wird. Er will mir nur zeigen, daß er kein Kind mehr ist und das Vermögen seiner Mutter bald fordern kann." — Ich schwieg, weil mein Bruder heftig wurde. Das also war es, wodurch ihm meine Schwägerin seinen Sohn zuwider machte! Und es schien fast so, als hätte sie Recht; denn mein Neffe war kalt, pünktlich gehorsam, aber feierlich, ernst und stumm, wenn er heiter, wenn er zutraulich seyn sollte. Bisweilen entfuhren ihm auch kleine satirische Züge, die nicht unbemerkt

blieben; doch so etwas erlaubte er sich nur dann, wenn seine Mutter Einen kleinen Tropfen ätzendes Gift nach dem andern in seine Seele schüttete. Sie war eben so höflich, eben so feierlich gegen ihn; der Haß wuchs aber unter dieser Decke von Höflichkeit nur um so stärker. Ich sah das Ungewitter schon aufsteigen, das den Frieden meines Bruders vernichten sollte. —

8.

Steinspring.

Ich habe mich an meinen Neffen gemacht, lieber Laval. Der Bursche gefiel mir nicht ganz; seine kalte Höflichkeit, sein stetes unterwürfiges Wesen, schien mir Falschheit. Ich glaube, durch ein offnes Betragen, durch innige Zärtlichkeit, wie sie einem Sohne zukommt, hätte er das Herz meines Bruders und seiner Stiefmutter gewiß gewonnen; denn mein Bruder ist in der That nicht so hart, nicht so herrschsüchtig, wie mein Va-

ter, und auch meine Schwägerin ist nicht bösartig.

Ja, zuweilen ergossen sich Beider Herzen gegen den Sohn, und ich sah schon die Minute kommen, wo es nur eines herzlichen, vertrauensvollen Wortes von ihm bedurft hätte, um gänzlichen Frieden zu stiften. Mein Herz brannte von Erwartung und Freude; da stand aber der junge Mensch mißtrauisch, wie ein zum tausendsten Mal Betrogener, lächelnd wie ein Spitzbube, und kalt, steif, wie ein Bedienter, der zum ersten Male aufwarten soll.

Wer, zum Teufel! dachte ich, ist denn hier der Giftmischer? Ich glaube beinahe, der versteckte Bursche ist es, und seine Stiefmutter hat Recht. Da nehme ich Parthei für ihn; warum? Weil sie „Stiefmutter" heißt, und weil einem bei diesem Nahmen alle die Phädren aus Tragödien und Romanen einfallen! —

Er muß mich gestern auf die Jagd begleiten. Wir plaudern: ich in meinem herzlichen, unbesorgten Tone; Er, Anfangs vor-

sichtig, doch nach einer halben Stunde ganz offen. Ich rede von seiner Mutter, und lasse ein Wort über einen von ihren Fehlern fallen. Er schweigt. Da setze ich ihm das Messer an die Kehle. Wilhelm, sage ich eifrig; ich wollte lieber, du brächest einmal recht über Vater und Mutter los, und spieest Gift und Galle aus deinem Herzen in einen Strom von tollen Reden: dann könnten wieder Versöhnung, Friede, Liebe zu deinen Eltern, und Hoffnung in dein erleichtertes Herz kommen.

Er sah mich lächelnd an. „Gift und Galle?" Nun faßte er, gerührt, meine Hand, und sagte mit funkelnden Blicken: „Auch Sie, mein edler Oheim? auch Sie? Das ist zu viel! O, Gott gebe meinen Worten Kraft!" (Er legte die Hand auf seine Brust.) „In diesem Herzen wohnt nicht Haß, nicht Gift, nicht Galle. Oheim, glauben Sie das einem Menschen, der nie gelogen hat!"

Nun aber, zum Henker! was wohnt denn sonst in deinem Herzen? Warum stehst du

denn

denn vor deinen Eltern mit aufpassenden Augen wie ein Thor-Visitator, so steif wie ein Chinese, und so hölzern, so unbeweglich, wie ein Mastbaum?

„Oheim, das ist eben mein Unglück! Stehe ich denn vor Ihnen je so da?" (Er warf sich heftig bewegt an meine Brust.) „O, warum muß ich so stehen! warum darf ich nicht meine Arme so um meinen Vater legen! Doch ... lieber Oheim, darf ich Sie bitten, dieses Gespräch abzubrechen? Ueber ein unvermeidliches Unglück klagen, ist Feigheit; über ein vermeidliches, nur Prahlerei. Oheim, ich versichere Ihnen, bei allem, was heilig ist, daß ich meinen Vater liebe, und meine Mutter ehre. Sie hat sehr achtungswürdige Eigenschaften: das sage ich mit der vollsten Ueberzeugung."

Wilhelm, es steht ein Geist des Unfriedens zwischen dir und deinen Eltern. Kannst du den nicht bannen? (Er schüttelte den Kopf.) Kann ich ihn bannen? Sag Wilhelm! wie ist es anzustellen? Ich habe Muth und Resignation, das Herz deines Vaters, und den

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

guten Willen deiner Mutter... Sag! kann ich ihn bannen?

„Die Zeit, lieber Oheim, kann ihn bannen, nicht Sie. Und — lassen Sie mich einmal von mir selbst reden — ich hoffe, es wird mir gelingen, ihn zu vertreiben."

Mit deinem Benehmen, Wilhelm?

„Mit meinem Benehmen! O, lieber Oheim, der Unfriede zwischen Vater und Sohn ist etwas so Unnatürliches, daß jede fremde Hand, die ihn vertreiben will, ihn nur größer macht. Vater und Sohn müssen einander selbst wiederfinden."

Mich dünkt, du hättest, so lange ich hier bin, den Vater schon einige Male wiederfinden können. (Ich erinnerte ihn an einen gewissen Vorfall.)

„O, ich rede ungern, lieber Oheim; aber ein Waffenstillstand ist kein Friede, und die Herzen des Vaters und des Sohnes müssen zusammenschmelzen. Die Versöhnung ist kein Schauspiel, Oheim. Ach, ich weiß wohl, was ich will, und — will etwas Gutes."

Man hat dir die Hand deiner Cousine angeboten.

„Das hat man freilich, und — ich habe sie ausgeschlagen. Wäre das ein Mittel, den bösen Geist zu bannen — o, lieber Oheim, dann wollte ich die Hand des Mädchens erbeten, die den Frieden zwischen mir und meinen Eltern zurückbringen könnte, ob ich gleich das Mädchen nicht liebe. Aber ... Doch lassen Sie mich schweigen. Ich darf nicht reden; nein, ich darf nicht!"

Junger Mensch, du bist verliebt. Hm! mache nur nicht so große Augen! Ich selbst kann dir ein Lied davon singen. Die Liebe hat mich unglücklich gemacht, nicht mein Vater. Soll ich dir erzählen? Komm, wir wollen uns hier setzen. Vielleicht stoßen wir bei meiner Erzählung auf etwas, das besser ist, als ein Stück Wild. Setze dich zu mir, und horche auf.

Ich erzählte ihm meine unglückliche Geschichte. Du kannst dir leicht denken, was ich darin am meisten hervorhob. Als ich damit fertig war, fragte ich ihn: wer von uns Beiden fehlte am meisten: ich, oder mein Vater?

„Wenn Ihnen Freimüthigkeit nicht zuwider ist, lieber Oheim . . . Aber mich dünkt, Sie haben die Umstände absichtlich hervorgehoben, wo Sie Sich durch einen freiwilligen Entschluß in die Nothwendigkeit setzten, mit einem sehr einfachen, für die schönste Häuslichkeit erzogenen, Mädchen in die Welt gehen zu müssen, oder es der Rache und Härte Ihres Vaters Preis zu geben. Sie forderten das Schicksal heraus; man könnte sagen, Sie hätten mit dem Glücke Ihrer Geliebten, wie mit der Ruhe Ihres Vaters, ein sehr gefährliches Spiel getrieben."

Hatte der Bursche, Trotz dem, daß er nur ein zwanzigjähriger Krauskopf ist, nicht Recht? — Nun, so soll mich denn doch wundern, sagte ich, ob du dich klüger aus der Sache ziehen wirst! (Ich wollte ihn nach und nach zu einem Geständnisse bringen; doch — er schwieg.) Hm! Wilhelm, fuhr ich fort; ich bin weder ein Spion, noch ein Verräther, sondern ein Mensch in dem Sinne des Alten beim Terenz, und noch obendrein der Bruder deines guten, ehrlichen Vaters, in

dessen Seele sich jetzt ein zwei- und mehrseitiger Dolch umdrehet. — Junger Mensch, hätte sich mir damals, als ich das gefährliche Spiel mit dem Leben meiner Geliebten und der Ruhe meines Vaters aufnahm — hätte sich mir damals ein Mann dargeboten, mit einem offnen redlichen Herzen, wie ich eins habe: dann säße ich zuverlässig glücklicher neben dir! — Mein Sohn, schütte dein Herz vor mir aus. Ich will dir beistehen, wenn ich kann; dich warnen, wenn es nöthig ist; dir rathen, wenn du Rath haben willst. Bedürfte auch dein Kopf keines Rathes, so bedarf ihn doch dein Herz, dein heißes Herz. — Mit Einem Worte: Du liebst. Ich hoffe, du wirst bei diesem Worte nicht erröthen dürfen.

Da lag er auf einmal an meiner Brust, da schwammen die blitzenden Augen in Thränen, da hob sich die Brust von flammender Gluth. „Ja, ich liebe!" sagte er leise.

Und wirst geliebt? (Dabei streichelte ich ihm die Wangen, welche die Schamröthe der Unschuld übergossen hatte.)

„Und werde geliebt!" — Er seufzte bei diesen Worten tief.

Nun das Uebrige will ich dir selbst vorrechnen; denn ich weiß ja, wie es in unserer Familie zugeht. Das Mädchen ist schön, gut; aber, o weh! arm; und, dreifach o weh! obendrein die Tochter eines Bürgerlichen. Nicht wahr? — Ich fürchte, Wilhelm, du spielst ein eben so gefährliches Spiel, wie ich selbst in meiner Jugend.

„Nein!" sagte er fest, aber erschüttert; „ich spiele es nicht: ich habe es verloren gegeben, ehe es angefangen wurde."

Angefangen? und wirst geliebt? Wilhelm, du hast es schon bis auf den letzten Stich gespielt, und dann nur die Karten zusammengeworfen. Du wirst geliebt? Wenigstens spielst du nicht ehrlich. — Ich hätte Josephinen nicht wiedersehen sollen.

Er sah vor sich nieder. Ich habe es dennoch nicht gespielt, guter, lieber Oheim, sagte er sanft. Müssen Herzen brechen — ich bin nicht Schuld daran; das Schicksal bricht sie. Ich weiß, man wird mir nie die

Hand des Mädchens bewilligen; und so ... so ... habe ich sie aufgegeben.

In Ernst, Wilhelm? (Ich hielt ihm die Hand hin, und er legte die seinige sanft hinein.) Bravo! das ist groß, das ist edel!

„Nicht so edel, als Sie wohl denken. Meine Geliebte selbst hat, seitdem sie weiß, wer ich bin, allen Zusammenhang mit mir, auch den fernsten, aufgehoben."

Wirst du mir erlauben, ein wenig daran zu zweifeln? Man bricht, um desto gewisser anzuziehen.

„Sie hat ernstlich gebrochen, so ernstlich, wie ich selbst."

Das wäre! — Sein Ton war so ernst, so kalt, so groß, daß er mich beinahe überzeugte; und es verhielt sich wirklich so, wie er sagte. Ich küßte den braven Jungen.

„Darf ich noch zweifeln," sagte er nun freundlich, „daß ich am Ende das Herz meines Vaters gewinnen werde? denn **ihm** bringe ich dies Opfer."

Du bist ein guter Sohn. Steh du künftig so steif da, wie ein Mastbaum, so kalt wie

eine Eisinsel: ich sage das dennoch. Aber das Mädchen? Wie lerntest du es kennen? Erzähle mir! erzähle!

Ich mußte ihm die heiligste Verschwiegenheit versprechen; und nun hob er an, zu erzählen. Er ist ein edler junger Mensch. Doch — seine Geschichte verdient wohl einen neuen Brief.

9.

Steinspring.

Vor einem Jahre im Frühling kommt Wilhelm von einer kleinen Reise durch die Rheingegenden zurück. Er hat den Winter in Mainz und Frankfurt zugebracht. Der Rhein wächst so schnell, daß der Postillion von der Straße ablenken und nach einem Dörfchen fahren muß, welches auf einer kleinen Anhöhe liegt. Der Mensch hält vor dem ersten besten Hause an, spannt seine Pferde aus, und reitet, Troz allen Gegenvorstellungen, in Galopp zurück. Die meisten Einwohner des Dörfchens sind

am Rheine, den niedriger liegenden Dörfern bei der Wassersnoth zu helfen. Wilhelm findet in dem Hause, vor welchem sein Wagen steht, nur einen Greis, der indeß die Sache als eine Kleinigkeit ansieht. Oben im Hause, sagt der Mann, sind noch zwei Fremde, die, des Wassers wegen, hier bleiben müssen.

Die Fremden kommen herunter: eine wohlgekleidete Frau und ihre Tochter. „O," sagt die Frau; „alter Vater, man stürmt den ganzen Fluß hinauf und hinunter. Der Strom wächst zusehends; das ganze Feld ist schon ein großes Meer."

So erbarme sich Gott! ruft der Mann mit Schrecken; also ist der Damm gebrochen. Er steigt auf den Boden, und kommt bleich zurück. Gott erbarme sich! das sieht gefährlich aus! Kaum hat er das gesagt, so stürmt auch die Glocke des Dörfchens; denn der untere Theil desselben steht schon im Wasser. Die Angst nimmt zu. Wilhelm sucht die beiden Frauenzimmer zu beruhigen. Was wollen Sie, Herr! was wissen Sie! ruft der Bauer. Vor ein funfzig oder Ein und funf-

zig Jahren war es einmal eben so, und da ertranken hier im Dorfe Menschen und Vieh. Nur geschwind hinauf nach dem Kirchhofe!" —

Auf dem Kirchhofe sind schon an vierzig Unglückliche beisammen, meistens nur Weiber und Kinder. Man stürmt unaufhörlich, und zündet ein großes Feuer an, um die abwesenden Männer von der Gefahr zu unterrichten.

Jetzt nähert sich aus der Ferne ein Nachen, und ein Freudengeschrei bewillkommt das rettende Fahrzeug. Aber — es faßt nur etwa die Hälfte der auf dem Kirchhofe ängstlich dastehenden Menschen; und selbst dieser höchste Platz im Dorfe wird bald überschwemmt seyn. Die Fremde dringt mit ihrer Tochter vor; man weis't sie aber mit Härte zurück. Mein Neffe bietet den Bauern seine volle Börse, auch Uhr und Ring, wenn sie die beiden Frauenzimmer retten wollen.

„Herr!" sagt ein Bauer wüthend, und hebt die Ruderstange auf: „da stehen Weib und Kind! Geh Er mit Seinem Golde! Wenn

wir glücklich wiederkommen, und alle die Unsrigen gerettet sind, dann wollen wir auch Euch abholen!"

Der Nachen fährt ab, und das Jammergeschrei wird mit jedem Augenblicke stärker. Krachend stürzen ringsum die Häuser ein; die Fluth wird immer höher und wilder. Die Landleute — ältere und jüngere Männer — haben sich jetzt eingefunden und sehen die drei Fremden, die sich vordrängen, mit den gräßlichsten Blicken der wildesten Verzweiflung an. „O, mein Herr!" sagt die Mutter, und wirft sich in Todesangst vor Wilhelm nieder — „erbarmen Sie Sich meiner Tochter! Seyn Sie ihr Freund, ihr Beschützer, wenn die Gefahr noch größer wird!" Sie klammern sich fest an ihn. Das Wasser steigt mit jeder Minute, und die Zerstörung wird in jedem Augenblicke gräßlicher. Der Nachen nähert sich wieder. Alles drängt sich vor, bleich, mit starren rollenden Augen; alles schreiet, jammert. „O, nur meine Tochter!" ruft die Fremde. Mein Neffe bietet wieder, was er hat. Aber der Nachen ist voll, zum Sinken

voll. „Nur meine Tochter!“ ruft die Mutter jammernd, und sinkt in dem Wasser auf die Kniee!

„Fort!“ rufen die Bauern; und die unglückliche Mutter fällt ohnmächtig in das Wasser.

„Unmenschen!“ ruft mein Neffe. „Tödtet uns erst, ehe Ihr abfahrt!“ Man drängt sich in dem Nachen zusammen. Noch für Eine Person ist Platz, und man hebt die Mutter, die ohne Bewußtseyn daliegt, hinein. „Leb wohl, Mutter!“ ruft die Tochter, und fällt dann ohnmächtig in Wilhelms Arme. Er trägt sie höher hinan, in die Kirche, und hält die Ohnmächtige aufrecht. Noch immer wächst die Fluth. Da hört er Stimmen. Es kommt von einer andern Seite her ein Nachen. Er trägt das Mädchen hinein, sagt: „wir sind die letzten hier!“ und man fährt nun sogleich ab. Eine schreckliche Fahrt! An jedem Augenblicke hängt ihr Leben; doch endlich sind sie gerettet. „Meine Mutter!“ das ist das erste Wort, welches die Fremde ruft, als sie wieder auf trocknem Boden ist.

Die Bauern zeigen ihnen in der Ferne ein Dorf, wohin sich viele Menschen geflüchtet haben. Die junge Fremde dringt in den dickſten Haufen, und ſucht mit lautem Wehklagen ihre Mutter. Vergebens! ſie iſt nicht zu finden. Mein Neffe bewegt das Mädchen endlich, mit ihm nach einem nahen Städtchen zu gehen. Hier haben ſie zwar mehr Bequemlichkeit; aber auch hier iſt die Mutter nicht.

Mein Neffe verſpricht ſeiner Geſellſchafterin, ſie nicht eher zu verlaſſen, als bis ſie ihre Mutter gefunden haben wird. Sie fällt ihm, vor Dankbarkeit außer ſich, um den Hals, und küßt ihn mit ihren ſchönen, jetzt kalten, Lippen.

Nach einigen Tagen iſt der Rhein wieder in ſeinen Ufern. Mein Neffe will das Mädchen bereden, ihm allein das Suchen nach ihrer Mutter zu überlaſſen; ſie will aber ſchlechterdings mit. Leider! wiſſen Beide den Nahmen des Dorfes nicht, worin ſie geweſen, und kennen die Menſchen nicht, von denen ſie gerettet worden ſind. Mein Neffe

kauft einen Wagen und ein Paar Pferde, und Beide treten ihre Entdeckungsreise an. Sie kommen in ein Dorf. Dort erzählt man von Unglücksfällen, von dem Tode einer Frau, deren Gestalt und Kleidung man beschreibt. Die junge Freundin meines Neffen findet darin Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, wird bleich, und sinkt nieder. Schrecken, Angst und Erkältung haben sie überwältigt; ein heftiges Fieber ergreift sie. Mein Neffe findet in dem ganzen Dorfe, das voll Geflüchteter ist, nur ein Stübchen für seine Kranke. Da die Einwohner genug mit unglücklich gewordenen Verwandten und Freunden zu thun haben, so hat Niemand Zeit, sich um die Fremden zu bekümmern. Wilhelm giebt sie für seine Schwester aus, und ist nun ihr Arzt, ihr Wärter, ihr Pfleger, ihr Alles; er kocht sogar für sie.

Unaufhörlich läßt er nach der Mutter forschen; doch immer vergebens. Die Nachrichten von dem Ertrinken einer Frau, die so gekleidet ist, wie des Mädchens Mutter, bestätigen sich. Er verbirgt ihr das, und sucht

sie durch schöne Hoffnungen aufzurichten, denen er selbst nicht trauet. Endlich wird sein letzter Postillion ausfindig gemacht, und nennt das Dorf, worin Wilhelm mit seiner Kranken und ihrer Mutter bekannt geworden ist. Nun sieht Wilhelm doch einen Faden, der ihn aus dem Labyrinthe bringen kann. Er reitet dahin, und hört von den wenigen Einwohnern, die sich wieder eingefunden haben, die Nachricht bestätigen, daß die Frau, die er sucht, gestorben sey. — Die Kranke erholt sich bei der Behandlung eines geschickten Arztes; doch nur langsam. Die milde Frühlingsluft, sagt der Arzt, wird ihr zuträglich seyn. Wilhelm führt nun das liebliche Mädchen, das mit begeisterter Dankbarkeit an ihm, ihrem Retter, hängt, in den kleinen Garten bei dem Hause, dann ein Paar hundert Schritte um das Dorf, unter die Ulmen. Noch darf er ihr nicht sagen, was er fürchtet, was er selbst gar nicht mehr bezweifelt: daß ihre Mutter todt ist. Er hält sie von Einem Tage zu dem andern mit lächelnden Hoffnungen hin.

So lebt der blühende, lebenvolle Jüngling den ganzen Tag allein mit einem schönen, blühenden, lebenvollen Mädchen, auf einem kleinen Stübchen, oder, wenn nicht da, in der dichten Laube eines Gartens, unter dem Schlage der Nachtigallen in der Nähe und in der Ferne. Bruder und Schwester können nicht so vertraut mit einander umgehen, wie sie und er: sie, die Kranke; er, der Krankenwärter. Er hilft ihr beim An- und Auskleiden, so weit es geschehen kann, ohne daß die jungfräuliche Züchtigkeit verletzt wird; trocknet ihr den Schweiß von der Stirne; wacht an ihrem Lager, sieht sie in dem sanftesten Schlummer, und hört sie in ihren Träumen nur seinen Nahmen und ihre Mutter nennen. In den Phantasieen ihres Fiebers sieht sie nur ihn; sie wird immer aufs neue von ihm gerettet.

Als er mir das alles erzählt hatte, schwieg er eine Weile; dann sagte er: schon längst liebte ich sie mit einer unbesieglichen Leidenschaft, doch ohne es zu wissen. Ich hielt diese Liebe für bloße Menschlichkeit, für eine ange-

angenehme Pflicht. O, wenn sie Morgens die Augen öffnete, und mich heiter anblickte, dann küßte ich ihren lächelnden Mund, und sagte: guten Morgen, liebe Auguste! Ihr himmlisches, freundliches Auge lachte mir dann zu; sie drückte mir die Hand, die nach ihrem Pulse griff, und sagte mit dem bezaubernden Blicke der Dankbarkeit: guten Morgen, mein gütiger Wilhelm! Dann richtete sie sich im Bette auf, um an meinen Augen zu sehen, ob ich auch gut geschlafen hätte."

Sieh, Laval, so entstand seine Liebe, wie die zwischen höheren Geistern entstehen muß: unter Wohlthun, unter den reinsten, tugendhaftesten Empfindungen seines und ihres Herzens. Beide wußten nicht, daß sie einander liebten; und dennoch war sie ewig sein, er ewig der ihrige. Wie ein Bach allmählich zu einem großen, tiefen Strome wird, so wurde seine Liebe die glühendste Leidenschaft.

Endlich entdeckte er Augusten, daß ihre Mutter wahrscheinlich todt wäre. Sie war trostlos; doch bald hing sie um so inniger, mit neu begeisterter Dankbarkeit, an seinem

Halse. Sie hatte ja doch ihn, von dem sie gerettet war, und den sie über alles liebte. Mein Neffe fragt nun: ob er sie etwa zu irgend einem Verwandten bringen könne. Auguste sieht ihn mit den klaren Taubenaugen unschuldig an, und sagt: „ich habe nie einen andern Verwandten gehabt, oder kenne doch wenigstens keinen andern, als meine Mutter.“

Mein Neffe wundert sich. Sie erzählt ihm nun, daß ihre Mutter im Sächsischen geboren und daß ihr Vater früh gestorben sey; daß die Mutter mit ihr auf einem Dörfchen im Badenschen sehr einsam, ohne allen Umgang, gelebt habe, ausgenommen mit dem Prediger des Dorfes, der aber vor Kurzem gestorben sey. Ihre Mutter, setzt sie hinzu, hätte von einem kleinen, aber doch hinreichenden Vermögen gelebt, und nach dem Tode des Predigers mit ihr nach ihrem Vaterlande zurückgehen wollen; sie wisse aber ihren Geburtsort nicht bestimmt, und noch viel weniger kenne sie einen ihrer Verwandten.

Mein Neffe spielt, während sie ihm diese hülflose Lage gesteht, mit einer von ihren blonden, weichen Locken; und dann sagt er: „Nun, so bist du ganz meine theure Schwester, liebe Auguste! Auch ist es so recht gut! Denn, sieh! ich möchte keinen Menschen in der Welt nur den kleinsten Antheil an dir abtreten. Aber wie machen wir es nun? — Du gehst mit mir, und bist, so lange du lebst, meine Auguste."

„Deine Auguste!" wiederholt sie, und ihr Auge lacht in Freudenthränen.

Jetzt fliegt die Thür auf, und die Mutter, die glückliche Mutter, stürzt in die Arme ihrer Tochter, die schon ausgebreitet sind, um den geliebten Bruder an die Brust voll Seligkeit zu drücken. Welch eine Scene! Da erzählt die Tochter; da ist die Mutter ganz Dankbarkeit gegen den edelmüthigen Jüngling, und wirft dennoch ängstliche Blicke auf ihn, wie auf ihre Auguste. Doch die reinste Unschuld lacht von Beider Stirn. Die Mutter wird mit ihrer Dankbarkeit mei-

nem Neffen am Ende lästig; Er hätte ja ihr danken mögen!

Er sieht voraus, daß er sich nun von dem Mädchen wird trennen müssen. Auguste hat ihn bisher Wilhelm genannt; und das ist fast alles, was sie von ihm richtig weiß. Er hat sich nehmlich einen fremden Nahmen gegeben, weil er fürchtet, daß seine Eltern, die nicht sehr weit von dem Städtchen wohnen, sonst alles erfahren könnten.

Als er Anstalten zu seiner Abreise trifft, fragt ihn die Mutter, von wo er gebürtig sey. Er bleibt bei dem, was er der Tochter schon gesagt hat: ein junger Kaufmann aus Bonn, Nahmens Müller.

Man fährt nach Frankfurt, wo man sich trennen will, und die Mutter sagt ihm, wo sie künftig zu wohnen gedenkt. Er nimmt schon den Hut, und will Lebewohl sagen; nun stockt er aber, und erblaßt, eben so wie Auguste, die, als er ihre Hand ergreift, schluchzend ausruft: „o, müssen wir denn scheiden?" Da bricht endlich die lange verborgene, glühende Liebe mächtig hervor. Doch, mein

Neffe denkt, jetzt zum ersten Mal, an seinen Vater, und wird immer blässer.

O, ruft er aus; ich kann nicht! nein, ich kann mich nicht von ihr trennen! Sie ist zu meinem Glücke, zu meinem Leben unentbehrlich. — Doch, in der Ueberzeugung, daß sein Vater ihm nie seine Einwilligung zu dieser Liebe geben wird, bedeckt er die Augen mit beiden Händen.

Auguste liegt vor ihrer Mutter auf den Knieen. „Auguste, leb wohl!" sagt er fest, mit dem Entschlusse, zu gehen. Sie umfaßt ihn, und ruft: „o, verlaß uns nicht! ich sterbe sonst vor Gram! Mutter, Mutter! o, die unaussprechliche Angst meiner Seele! Nein, ich kann ihn nicht lassen!"

Die Mutter steht unentschlossen da; sie wirft unruhige Blicke auf den Jüngling, und mitleidige auf ihre Tochter.

Da stürzt er, von der mächtigen Liebe überwältigt, fast ohne Sinne, ohne Bewußtseyn, vor Augusten nieder, und ruft: „o, ich liebe dich unaussprechlich!"

Das Wort ist gesprochen. Auguste liegt

an seinem Herzen, und jauchzet tausendmal das Wort: Liebe! „Er ist mein!" ruft sie; „ewig mein!" Die fürchterlichste Angst quält den Jüngling. Er starrt die Mutter an, und sagt mit Zittern: Auf Augustens Geburt liegt, wie es scheint, ein Geheimniß. O Gott! vielleicht . . . Mein Vater ist streng. Ich bin ein Edelmann. — Jetzt bedeckt die Mutter das bleiche Gesicht, und jammert: „o, meine unglückliche Tochter!" Auguste wirft sich ängstlich, entkräftet, auf einen Stuhl. Entschlossen tritt die Mutter vor, und sagt in den rührendsten Tönen: „Junger, edler Mann, seyn Sie noch edler! Retten Sie mein Kind zum zweiten Male. Sie kann nie Ihre Frau werden; nie! Retten Sie, der Engel ihres Lebens, retten Sie Augusten vor sich selbst; verlassen Sie uns!"

Wilhelm sagt: o, mein Vater ist kein Unmensch. Er wird mich erhören. Ich eile zu ihm hin, und . . .

„Bleiben Sie!" sagt die Mutter. „Auf der Geburt meiner Tochter ruhet — nicht

in Gottes, aber doch in der Menschen Augen, eine unauslöschliche Schande. Sie ist nur meine Tochter; ihren Vater kann sie nicht nennen."

Ein Donnerschlag bei heiterem Himmel würde meinen Neffen nicht so betäubt haben, wie diese Worte. Er steht da, wie erstarrt. Endlich aber wirft er sich doch der Mutter zu Füßen. Ermattet, erschöpft, sagt diese: „O, wie gern würde ich Sie meinen Sohn nennen! Aber — fragen Sie Sich selbst: wird es Ihr Vater zugeben? — Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet, und ihr Herz gehört nur Ihnen. Ich weiß, sie wird die schwache Stimme der warnenden Mutter nicht hören und sich Ihnen überlassen. So gehen Sie denn, und machen Sie eben das Mädchen elend, das Sie retteten, das Sie lieben!"

Auguste liegt ohnmächtig da. Mein Neffe springt auf, und sagt ernst, feierlich langsam: ich werde sie nicht wiedersehen! Er küßt die kalte Stirn des geliebten Mädchens,

drückt der Mutter die Hand, und verläßt das Zimmer.

Und er hat das Mädchen nicht wiedergesehen! — Laval, was sagst du zu meinem Neffen? —

10.

Steinspring.

O, Laval! wo soll ich anfangen? Meine ganze Seligkeit dränge ich in die Paar Worte zusammen: Josephine lebt! sie ist in meinen Armen! — Ich stürze wie ein Wahnsinniger umher, ich taumle wie ein Trunkener; denn — ich habe sie wieder, und ihr Herz hat an dem meinigen geschlagen! —

Die Erzählung meines Neffen hatte mich äußerst gefreuet. Es war alles vorbei, das sah ich freilich. Ich sann hin und her, als wollte ich mich zu Tode sinnen; und — ich hätte ein gutes Stück von meinem Leben darum gegeben, so ein wenig zaubern zu

können. Ich ging aber gerades Weges zu meinem Bruder, und sagte: dein Sohn ist ein edler, sehr edler Mensch! ein Mensch, Bruder, vor dem ich den Hut mit Respekt abnehme, ein Ehrenmann, auf den Engel und Heilige mit Freuden herabsehen. — Mein Bruder erstaunte, war neugierig, fragte. Ja, fuhr ich fort, sagen kann ich noch nichts; aber wenn du wüßtest, Bruder, was ich weiß, so würdest du an deine Brust schlagen, und dir selbst gestehen: er ist ein guter Sohn, ein besserer, als ich war! —

Ich wollte doch die edle Frau kennen lernen, und ihre Tochter dazu; du merkest leicht, aus welchen guten Gründen. Den Ort, wo diese edle Frau wohnen wollte, hatte ich mir gemerkt, und reis'te nun in aller Stille dahin. Was ich vermuthete, traf ein: sie war da gewesen, aber weiter gegangen. Wohin? das brachte ich bald durch den Lohnkutscher heraus, der sie gefahren hatte. Von da ging ich weiter, immer ihrer Spur nach. So kam ich der

Gränze immer näher, und endlich — o, wie pochte mein Herz! — in eben das Dorf, wo Josephine bei dem Prediger gelebt hatte. Ich weiß selbst nicht, welche Ahndung mich jetzt ergriff, und warum mein Herz nicht aufhören wollte zu stürmen.

Zwei Frauenzimmer in einem rothen Wagen? fragte ich, und so weiter.

„In dem Hause dort.“ Ich ging hinein, klopfte an, und öffnete das Zimmer. Laval, die Erde versank unter mir, die Freude des Himmels ergoß sich durch mein ganzes Wesen. Da stand Josephine! Ich stieß einen Schrei aus, hob die Arme, und sank unter der Last des Entzückens zu Boden. Josephine! rief ich endlich, als ich mich erholt hatte. Da erkannte sie meine Stimme, und ich hatte die geliebte Gattin in meinen Armen, nun auf immer in meinen Armen. Ich sah nicht, daß sie ohnmächtig geworden war. Ihre Tochter — nein, Laval! du mußt sogleich meine ganze Seligkeit kennen lernen! — m e i n e Tochter, meine ge-

liebte Auguste, — o, Josephinens treues Ebenbild! — schrie auf.

Die Mutter erwachte bald. Du hast keinen Begriff von dem allen, Laval: wie ich, gleich einem Schulknaben, weinte, daß mir die Thränen die Wangen herunter liefen; wie es mir in der Brust weh that; wie ich alle ihre Leiden mitlitt, und wie sich durch den Schmerz die himmlische Freude, sie wieder zu haben, jauchzend hervorhob! Ich war außer mir.

Meine Tochter stand von fern, in einer Stellung, als wollte sie so eben rufen: Mörder! Diebe! „Ich bitte dich," sagte Josephine endlich leise: „mäßige die Heftigkeit deiner Freude! Auguste dort ist deine Tochter. O, mäßige dich, lieber Wilhelm! sie darf das nicht wissen!"

Wie! meine Tochter nicht wissen, daß ich ihr Vater bin? O, mein Kind, meine Auguste, meine geliebte Tochter! Ich bin dein glücklicher Vater! Sie stürzte herzu, in meine Arme. O, wie habe ich die Freude ertragen können! —

Endlich konnte Josephine dazu kommen, die trauervolle Geschichte ihres Lebens zu erzählen. Sie hatte meinem Vater feierlich versprochen, allen Ansprüchen auf mich zu entsagen; und dennoch bekam ich meine Freiheit nicht wieder. Um mich zu erlösen, wollte sie das Aeußerste thun. Sie ging mit ihrer Verwandten auf das Land, und wurde dort von meiner Tochter entbunden. Dann zog sie wieder auf ein Dörfchen. Hier warf der Gram sie nieder. Sie selbst glaubte, daß sie sterben würde, und schrieb mir. Eine Ohnmacht, in die sie fiel, und aus der sie erst nach mehreren Stunden erwachte, ließ Keinen von den Anwesenden zweifeln, daß sie todt wäre. Doch sie erholte sich, und ging nun, unter ihrem jetzigen Nahmen, in die Pfalz. Ihre Verwandte gab, um mich zu befreien, vor, daß sie gestorben wäre. Mein Vater glaubte das nicht, und ich blieb auf der Festung.

Sie lebte sehr eingezogen von dem kleinen Vermögen ihrer Verwandten, die bald

starb und sie zur Erbin einsetzte, zuletzt im Badenschen, bis endlich mein Neffe sie kennen lernte. —

Wir gingen sogleich zusammen nach Steinspring. Unterweges erzählte mir meine Josephine von der hoffnungslosen Liebe unsrer Tochter. Ich lächelte, und nahm meine Auguste in die Arme, ohne mich zu verrathen.

In Steinspring führte ich meine Frau und meine Tochter in das Zimmer, wo die Familie gerade beisammen war. Mein Neffe und Auguste standen Beide da, wie erstarrt. „Hier!" sagte ich freudig; „hier bringe ich dir deine Geliebte, meine Tochter! — Bruder, das ist Josephine, meine Frau. Laß dir von ihr erzählen, welch ein edler Mensch dein Sohn ist!"

Mein Bruder war erstaunt, meine Schwägerin war es noch mehr, und obendrein verdrießlich. Doch ihr Gesicht klärte sich bald auf, als ich ein Wort von meiner reichen Erbschaft in England fallen ließ, und dabei äußerte, daß ich meinem Neffen sogleich mein

ganzes hiesiges Vermögen abtreten wollte. Wir erzählten nun. Mein Bruder nahm seinen Wilhelm an das Herz, und rief mit väterlichem Stolze: er ist mein edler Sohn!

Jetzt sind wir Alle glücklich. Gott segne uns ferner, und bringe dich bald zu mir!

II.

Die Rückkehr in das Vaterland.

1.

Emilie an Julien.

Kassel.

Da geht es nun wieder in vollem Galopp nach dem geliebten Vaterlande zurück. Vaterland? Seltsam, liebe Julie! ich hatte mich hier so eingewohnt, daß ich mit keinem Gedanken mehr an Frankreich und Paris dachte, daß ich hier hätte leben und sterben, und, was weder meine Mutter noch die Tante sich vorstellen können, recht glücklich leben wollen. Ich war acht Jahr alt, als wir Frankreich verliessen. Guter Gott! was hat da Werth? — O, liebe Julie, als du vor einem Jahre mit deinen Eltern nach Hamburg gingest, fühlte ich zum ersten Male

den Schmerz der Trennung. — Das war eine Revolution, Julie, die ich noch jetzt beweine. — Julie, wann werde ich dich wiedersehen! wohl jemals? Gott gebe es!

Erinnre dich —, mir fällt das jetzt sehr lebhaft ein — wie wir beiden Kinder uns immer zwingen mußten, ernsthaft auszusehen bei den schrecklichen Nachrichten aus Paris, die uns den Verlust unseres Ranges, unsres Vermögens, unsres Nahmens, unserer Vorrechte ankündigten. Uns nahm man nichts. Unser Rang war die Heiterkeit unserer kindischen Brust, unser Vermögen eine schöne Blume, ein flatternder Schmetterling. O, weißt du noch? unsere Familien waren zusammen in dem Garten bei Koblenz. Man hatte traurige Nachrichten bekommen, und dein Vater suchte dir und mir begreiflich zu machen, was wir verloren hätten; da rief zum ersten Mal der Kuckuk. Wir Beide sahen einander freundlich an, horchten, klatschten in die Hände, und du sagtest, wie aus meiner Seele, in kindischer Fröhlichkeit: „o, so

lange **der** schlägt, hat das nichts zu sagen!" — Julie hatten wir nicht Recht?

Gestern fuhren wir hier auf die schöne Wilhelmshöhe. Meine Mutter und meine Tante machten Plane, große, mächtige, unwahrscheinliche Plane. Ich dachte an dich, und an die Möglichkeit, dich wiederzusehen: einen Plan, gegen den Niemand etwas haben kann. Da schlug zum ersten Mal über mir die Nachtigall, und in der Ferne rief der Kuckuk. „O!" sagte ich, ergriffen von der Unterredung meiner Verwandten, und von meinen eigenen Gedanken an dich: „so lange **die** schlägt, hat es nichts zu sagen!" Ich weiß wohl, was ich damit meinte, und auch du weißt es. Wäre es nicht besser, daß sie Alle wüßten, wie viel, o Julie! wie viel mehr werth die sanfte Bewegung deines Herzens bei dem schönen Gesange der Nachtigall ist, als alle ihre Plane, die ich so ungern höre, weil ich gar keine Rache liebe, die einzige der Verzeihung ausgenommen.

Wie der Mensch nun ist! Wir hatten uns durch eine lange Gewohnheit mit unserem

Schicksale befreundet — „wie man endlich," sagt meine Mutter, „einen Mann, den man Anfangs gar nicht leiden kann, dennoch lieb gewinnt" — und lebten recht angenehm. Doch du weißt ja, daß uns eigentlich gar nichts fehlte, wie denn selbst meine Mutter mehr als Einmal, mit einer lächelnden Miene und einem Erröthen über ihre Undankbarkeit gegen den Himmel, offenherzig gestand, daß sie nirgends glücklicher gewesen sey, als in Deutschland. Und nun haben wir denn durch einen Aufwand von Kräften, von Zeit, Mühe, und, ich glaube auch von Geld, endlich das Auslöschen unserer Nahmen von der traurigen Liste der armen Emigrirten bewirkt. Wir gehen nach Frankreich zurück, mit Gesinnungen, Planen, Wünschen und Hoffnungen, welche meiner Mutter wohl schwerlich die Ruhe lassen werden, die sie gefunden hatte, und die ihrem Charakter so nöthig ist. Sieh Julie, das ängstiget mich ein wenig, trotz meinem heiteren Sinne. Wir gehen unruhigeren Stunden entgegen. Meine Mutter möchte den Pferden Flügel geben; ich aber?

ich möchte ihnen Bleilasten an die Füße hängen: denn sie führen mich immer weiter weg von Julien, an deren Brust dieses Herz allein mit sorgenloser Heiterkeit schlug. Adieu! grüße alles von deiner Emilie.

2.

Dieselbe an Dieselbe.

Grisbois.

Wir fahren weiter, liebe Julie. Doch, ehe die Thränen in meinen Augen vertrocknen, ehe dieser warme Strom der Liebe, der Rührung, der Bewunderung, der meine Brust und meine Seele schwellt, versiegt ist, muß ich dir geschwind ein Blatt schreiben. — In einem Städtchen am Rhein, auf der Deutschen Seite, saßen wir, ein wenig ängstlich; denn nach einigen Minuten konnten wir nun wieder unter unseren Landsleuten seyn, die meine Mutter, mit dem seltsamsten Gefühle, zu gleicher Zeit haßt und liebt. Ich mußte

mich bei dem Wirthe, wo wir abgestiegen waren, erkundigen, ob weitere Formalitäten bei dem Eintritt über die Gränze nöthig wären. Es wurde mir nicht deutlich, was der Mann eigentlich meinte, so viele Mühe wir uns auch Beide gaben, einander zu verstehen. Der Wirth zeigte endlich auf einen alten Mann, der sich nun sogleich mit einer wohlwollenden Verbeugung näherte, und uns Französisch anredete. Er gab uns nicht allein die nöthige Auskunft, sondern noch allerlei nützliche Regeln für unser Benehmen auf dem Boden der Republik. Meine Mutter sagte ihm: „Sie sind so artig, mein Herr, daß Sie wohl unser Landsmann seyn mögen." — Er verbeugte sich.

„Auch ein Emigrirter?" — Er verbeugte sich wieder, und seufzte.

„Und Ihre Familie ist bei Ihnen?" — Er schüttelte mit einer schmerzlichen Heftigkeit den Kopf.

„Aber Sie haben noch Familie?" — Er faltete schnell die Hände, und erhob die Augen, in welche plötzlich zwei Thränen dran-

gen. „Ja!" sagte er dann geduldig, und nahm unsern Paß, als wollte er das Gespräch abbrechen. „Vier Personen?" fragte er; „ich sah nur drei, als sie ankamen." — Die vierte Person, antwortete meine Mutter, ein alter Bedienter meines Hauses, starb, als wir so eben von Kassel abreisen wollten.

„Starb?" erwiederte er mitleidig. „Guter Gott! so nahe! Doch er hatte wohl keine Kinder in seinem Vaterlande!" Er sah noch einmal in den Paß, und las das Signalement unsers alten La Rose. Sein Auge funkelte auf einmal, und er wendete sich mit einer seltsamen Heftigkeit an meine Mutter: „Ist es nicht, als ob dieses Signalement Ihres Bedienten nach mir gemacht wäre?"

Beinahe! antwortete meine Mutter lächelnd.

„Ganz, ganz! Es fehlt auch nicht Ein Zug! Ein bleiches Gesicht — (voll Kummer! setzte er hinzu), eine lange, gebückte Gestalt, (der lange Schmerz hat sie gebrochen und gebeugt), weißes Haar, (der freudenleerste, der trostloseste Gram hat es gebleicht). Auf

dieses Signalement," fuhr er nun mit einer flehenden Stimme fort, „könnte ich sicher mein Vaterland noch einmal betreten."

Verstand ich allein den ehrwürdigen Alten, liebe Julie? Ich sah meine Mutter an; doch ihr und meiner Tante Gesicht sagte nichts, gar nichts. Mit einem trostlosen Blicke legte der arme Mann den Paß wieder auf den Tisch. Und nun konnte ich nicht länger schweigen. Ich sagte: wenn das wirklich Ihr Wunsch ist, so wird meine Mutter die Freude, unser Vaterland wiederzusehen, gern noch durch eine andre, den Wunsch eines braven Mannes zu erfüllen, vergrößern.

Kaum hatte ich das gesagt, so stand der alte Mann mit einem glühenden Gesichte, mit entzückten, funkelnden Augen, vor mir, küßte mir die Hand, und weinte vor freudiger Dankbarkeit. O Julie! ich mußte laut schluchzen. Sogar meine Mutter wurde sehr gerührt, und fragte gütig nach dem Nahmen des Alten. „Ich heiße," antwortete er mit bebender Stimme — „ich heiße de Valce." — Valce? wiederholte meine Mutter, sich be-

sinnend. Waren Sie nicht...? — Ich habe vergessen, Julie, was und wo er gewesen war; genug, meine Mutter hatte ihn gekannt. Sie erinnerten sich Beide, einander gesehen zu haben, und man beschloß nun, den Herrn de Valce, unter dem Nahmen La Rose, mitzunehmen.

Ich tanzte vor Freuden im Zimmer umher, und sah Anfangs nicht, daß der alte Mann mit gefaltenen Händen, mit nassen, betenden Augen, an das Fenster getreten war. „O Madame," sagte er nach einer kleinen Weile zu meiner Mutter in den herzlichsten Tönen der innigsten Dankbarkeit; „Gott gebe Ihnen, für diesen Augenblick voll der seligsten Hoffnung meines Alters, ein Leben voll Freude!"

Die Anstalten zu der Reise wurden getroffen, und La Rose hätte uns nicht nützlicher seyn können, als es der Herr de Valce war. Wir kamen glücklich durch alle Posten, ob ich gleich zitterte, so oft der Officier am Thore, oder ein Beamter, in dem Passe zu dem Nahmen La Rose kam. „Das bin ich!"

rief der Alte dann schnell, als hätte Jemand Lust, ihm diesen Nahmen streitig zu machen. Ich wollte Anfangs schlechterdings nicht zugeben, daß er auf dem Kutschbocke sitzen sollte; allein man überstimmte mich.

Hinter Luxemburg — Herr de Valce hatte sich, weil er bei dem üblen Wege auf dem Bocke allzu unbequem saß, auf meine Bitte zu uns in den Wagen setzen müssen — wendete sich der Postillion auf einmal zu uns um, und sagte: Hier war sonst die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland. — So? antworteten wir drei Frauenzimmer kalt. Valce bat um Erlaubniß, auf einige Minuten aussteigen zu dürfen. Wir fuhren langsam weiter. Als der Wagen sich einmal wendete, sah ich den alten Mann auf der Gränze knieen und die Arme empor strecken. Ich weiß nicht, Julie, haben nur die Männer ein Vaterland? — Meine Mutter und meine Tante fühlten nichts bei dem Worte: Gränze; als aber Valce wieder zu uns kam, glaubte ich in seinen Augen noch Spuren von den Thränen zu bemerken, mit denen

er sein Vaterland begrüßt hatte. Ich konnte an seinem Gefühle nicht irre werden; denn auf die Frage meiner Mutter, was ihm sey, antwortete er, mit dem gewaltigen Tone, womit ich vielleicht das Wort: Geliebter, oder Mann, aussprechen würde, das einzige Wort: Vaterland! Julie, ist etwa der Nahme Mann das Wort, das bei uns alle andern verschlingt? ist vielleicht die Umarmung eines edlen Mannes, ist das Herz eines Geliebten unser Vaterland? O, wohl uns, daß man uns um dieses große Wort gebracht hat! So mögen denn unsere Rechte einzig und allein die Liebe, die Treue, das Vertrauen eines Herzens seyn! Denn, was meine Mutter an Frankreich liebt, ist nicht der Nahme „Frankreich," der, wie Valce sagt, seine Seele mit einer süßen Zaubermusik durchdringt; sondern etwas, das sie schwerlich wiederfinden wird: ihre alten Sitten, ihre Gesellschaften, ihre Vergnügungen. Mit Einem Worte: Paris ist ihr Vaterland, das sie nicht vergessen kann, so wie — sagte dein Vater einmal — der Beduine seine bren-

nende Sandwüste, die langweilige Ebene, worin er erzogen wurde, nie vergessen kann. Gewohnheit also, nichts Anderes.

Wir fuhren weiter. Mit jeder Poststation wurde Valce stiller, trauriger, doch bisweilen auch freundlich. Man konnte alle Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, nach und nach in seinem Gesichte lesen. Sobald wir ein Gespräch anfingen, suchte er zwar seine Gefühle zu verbergen; doch nach einigen Augenblicken vergaß er wieder, wo er war, und belächelte seine frohen Träume, oder weinte bei der Erinnerung an vergangene Leiden. Seine Unruhe nahm zu. Er erblaßte, und schnell flog über die Todtenblässe eine glühende, Röthe. Meine Mutter fragte endlich aufs neue: was ist Ihnen? Lächelnd, obgleich Thränen über seine Wangen rollten, sagte er: „Vergebens will ich Ihnen die Empfindungen meiner Seele verbergen. In einer halben Stunde sind wir in Grisbois, wo . . . o Gott! wo ich erfahren werde, ob ich der glücklichste oder unglücklichste Mensch auf der Erde bin. Erlau-

ben Sie mir, daß ich bis nach dem Dorfe hin zu Fuße gehe. Ich bin so schnell da, wie Sie." Er stieg aus. — „Wenn Ihnen nur nichts Uebles begegnet!" sagte meine Mutter.

Ich gehe mit Ihnen, sagte ich rasch, und stieg dicht hinter ihm aus dem Wagen. Man erlaubte es mir, da ich ohnehin das lange Fahren ohne alle Unterbrechung nicht vertragen kann. Er ging vor mir her in einem schmalen Fußsteige, der durch eine Wiese führte, und schien es nicht zu wissen, daß ich ihm folgte. Ich hörte ihn seufzen und einzelne Worte sagen. So eben wollte ich neben ihn treten; doch auf einmal ging er rascher auf ein Wäldchen zu, das sich gegen das Dorf hin zog. „O Gott! Gott!" rief er laut, und eilte so sehr, daß ich ihm kaum folgen konnte.

Er sprang über einen Graben, der ihn von dem Wäldchen trennte, und sank, einen Baum umfassend, an demselben nieder. Ich eilte hinzu, weil ich glaubte, er sänke vor Mattigkeit. Doch mit starker, fester Stimme sagte der Alte: „Gesegnet, o gesegnet sey mir, du

heiliger Boden! So habe ich dich endlich wieder!"

Er hielt den Stamm umfaßt, und drückte seine Lippen auf die fühllose Rinde. „O, redet!" rief er, wie begeistert; „redet! Leben sie noch? O, Ihr Engel des Himmels! werde ich sie wiedersehen?" — Hier lehnte er sich mit der Stirn an den Baum, und ich hörte sein lautes Schluchzen. „Leben sie noch? o, leben sie noch?" rief er mit doppelter Heftigkeit; und ich, gleich ihm außer mir, rief, mit ausgebreiteten Armen hinzu eilend: ja gewiß, sie leben noch!

„Heiliger Gott!" rief der Alte, sich aufraffend, voll Schrecken: „welche Stimme!" Er sah mich eine Sekunde lang an, sank nun in meine ausgebreiteten Arme, legte den ehrwürdigen grauen Kopf wehmüthig an meine Brust, und seufzte leise: „ach! ich werde Keinen wieder sehen!" Die ängstlich zitternden Töne, mit denen sein verzagender Geist sein Elend aussprach, werden nie in meiner Seele verklingen. Ich legte meinen Arm um ihn, und sagte — woher nahm ich den Muth bei

meinem so zerrissenen Herzen! — und sagte muthig: sie leben, die Sie lieben; sie leben gewiß!

Sein Auge starrte vorwärts durch die lichteren Bäume. „Bis hieher," hob er wieder an, „kamen sie mir sonst entgegen, bis zu diesem Baume, meine guten Kinder, meine Adeline, mein Ludwig, mein Robert." Er sank kraftlos an den Baum hin, legte die Hand an die Stirn, und seufzte: „sonst! — und jetzt?"

Ich setzte mich neben ihn, tief von dieser Scene erschüttert. Fassen Sie Muth! sagte ich, in diesem Augenblicke selbst muthlos. „Ach!" fuhr er sanft fort; „ich hätte nicht sollen mit hieher reisen! Dort, dort," — er zeigte nach Norden hin — „dort verging kein Tag, wo ich nicht träumen konnte: sie leben, sind glücklich, und denken an dich! Ein mitleidiger Engel vereitelte lange alle meine Versuche, hieher zurückzukehren. Und nun bin ich dennoch hier! — Ach gutes, liebes Kind," (er faßte mit der bebenden Hand die meinige) „hier, in dem Umkreise dieser Bäu-

me, wohnte mein Glück, das höchste, das dem Menschen auf der Erde zu Theil werden kann. Hier lebte ich als Kind, als Jüngling, als Mann, als Vater, und immer glücklich; immer! bis auf jenen schrecklichen Zeitpunkt." — Er versank in ein finsteres Nachdenken.

Weiter! weiter! Erzählen Sie weiter! sagte ich, damit Bilder der Vergangenheit seinen Schmerz mildern und zerstreuen sollten. „Ich ging nach Paris," (immer mußte ich ihn aufs neue zum Erzählen auffordern) „wurde früh eins von den Opfern der Revolution und des Volkshasses. Der wüthende Grimm eines ehrgeitzigen Bösewichtes, den ich zu entlarven Muth hatte, verfolgte mich. Ich mußte fliehen. Nur Einmal sah ich meine Kinder noch wieder, benetzte sie mit heißen Thränen, und riß mich aus ihren zitternden Armen. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Meine Güter hat man eingezogen; meine Kinder — o, wo sind sie!"

Sie werden es hier erfahren, sagte ich.

„Das werde ich," antwortete er ängstlich;

„ja! auf Einmal alles Elend, alle Schande, welche zehn unglücks- und leidenvolle Jahre über eine schutzlose Familie häufen konnten! Denn, meine junge Freundin, alle drei waren fast noch Kinder, als ich sie verließ. O, was sind sie jetzt! Vielleicht der Raub einer verbrechenvollen Zeit; mit Elend, ja mit Schande, mit Reue belastet! Säße ich hier auf ihrem Grabe — ich würde bittersüße Thränen auf ihren Staub weinen, den heiligen Willen der Vorsehung anbeten, und denken: der Sturm der Zeit hat mir freilich die schönen frühen Blüthen abgerissen; aber er war nöthig, daß die Luft gereinigt würde. — Ich muß fort!" sagte er nun auf einmal, und sprang auf; „ich muß an das schreckliche Licht treten! Ach, jenseits des Rheins war ich doch glücklicher!"

Ich faßte seinen Arm. Welche finstre Vorstellungen! sagte ich; und ich habe doch an Ihrem öfteren Lächeln im Wagen gesehen, daß auch frohere Bilder Ihre Seele bewegten.

„Ja. Dann lagen sie schon an meiner

Brust; ich hatte ihnen alles vergeben, und wir starben einer in des andern Armen. O, lassen Sie uns gehen!" — Er drang vorwärts, als widersetzte sich ihm etwas. Ich folgte ihm, so schnell ich konnte.

Als wir um die Ecke des Gehölzes bogen, sahen wir einen Schäfer bei seiner Heerde. Valce wurde bleich, als er den Mann erblickte, und sagte leise zu mir: „Sprechen Sie doch mit ihm! Mich schaudert!" —

Ich fragte ängstlich: Gehörte dieses Gut nicht ehemals einem Herrn de Valce? Der Schäfer bejahete meine Frage. — Man weiß wohl nicht, wohin er gekommen ist? — „Nein," antwortete er gleichgültig.

Hatte er Kinder? fragte ich weiter. — „Drei," antwortete der Schäfer sehr ruhig; und krampfhaft schlangen sich des Vaters Finger bei dieser Frage um meine Hand. „Denen," fuhr der Schäfer fort, „geht es noch so ziemlich gut. Sie wohnen in Cour de Vale, brave junge Leute und gute Bürger!"

Ein sanftes Roth drang jetzt durch die

Todtenblässe des Vaters. Er wollte reden, vermochte es aber nicht, und drückte mir nur die Hand. Der Hirt verließ uns eilig, weil ein Gebell seines Hundes ihn erschreckte.

„Sie leben!" sagte der Vater, schnell hinter einander. „Brave junge Leute, gute Bürger! O Gott! und Menschen dieser Klasse sagen unverhohlen, was sie wissen und denken. Auch treffen sie fast immer den richtigen Ausdruck. Brave junge Leute! das sagt viel in dem Munde eines Hirten. Gute Bürger! Und ist denn nicht Frankreich, das edle, unglückliche Land, ihr Vaterland?" Bei diesen Worten eilte der Alte immer vorwärts.

Der Wagen war schon im Dorfe, als wir ankamen. Valce fand es auf mein Erinnern rathsam, sich nicht weiter nach seinen Kindern zu erkundigen. Der Tag hatte ihn überdies so angegriffen, daß er sich ein wenig niederlegen und schlummern mußte.

Ich habe meine Mutter beredet, über Cour de Vale zu fahren und unsern Reisegefährten in den Schvoß seiner Familie zurückzuführen. Die Pferde sind angespannt. De

Valce schläft noch, wenn anders ein Schlummer, den Seufzer und Ausrufungen unterbrechen, Schlaf heißen kann. Ich habe mich weiter nach seinen Kindern erkundigt. Doch ich muß schließen; man ruft mich. Aus Cour de Vale mehr, meine Julie! O, wann werde ich einmal, eben so zitternd vor Entzücken, dahin fliegen, wo ich meine Julie finde!

3.

Dieselbe an eben Dieselbe.

Cour de Vale.

Julie, pocht Dir das Herz nicht, bei dem Nahmen Cour de Vale? Ich fürchte, daß ich es nie wieder vergessen werde. Mein Schicksal, das fühle ich jetzt, brachte den alten Valce zu uns; mein böser oder mein guter Engel führte mich hieher. Hier sitze ich in einem abgelegenen, ängstlich von mir verschlossenen Cabinet, und schreibe Dir. Mißtrauisch sehe ich in den Kastanienbaum, der dicht vor dem

Fenster steht, und verstecke, so gut ich kann, das Papier, auf welches ich den ersten Seufzer meines Herzens hauchen will. Julie, Du meintest, ich würde nie seufzen. Ich Arme! und doch muß ich auch sagen: ich Glückliche!

Ich hatte meine Mutter für de Valce interessirt. Wohl aus Dankbarkeit dafür behandelte er mich, als wäre ich seine wiedergefundene Tochter. Als wir von Grisbois weiter fuhren, erzählte ich unterweges dem Vater, was ich von den Leuten dort, auf meine Erkundigungen, noch über seine Familie gehört hatte. Es war nicht viel mehr, als wir schon dnrch den Schäfer wußten, indeß doch genug; denn nun ließ sich nicht mehr daran zweifeln, daß Valce's Kinder alle drei noch lebten und gute Menschen seyn mußten, da Jedermann sie lobte.

Am folgenden Abend kamen wir hier in Cour de Vale an. Meine Mutter und die Tante fuhren nach dem Wirthshause. Ich und der Vater waren vor dem Dorfe ausgestiegen, und er führte mich zitternd durch

eine Ulmen-Allee um das Dorf hin, auf das Haus zu, worin seine Kinder wohnten. Er wußte jeden Weg; denn er hatte auch hier ein kleines Landgut gehabt, das seine Familie jetzt bewohnte. Wir traten von hinten in ein Gärtchen, das fleißig bearbeitet, und dennoch ein Sitz des Vergnügens war, wie Bänke, Blumen und schattige Lauben deutlich zeigten.

Jetzt hörten wir reden. „Dort! dort!" sagte der Vater abgebrochen, und zeigte auf eine Weinlaube, in welcher mehrere Menschen fröhlich plauderten und aßen. „Adeline," sagte ein junger Mann; „wo doch Robert heute bleiben mag!" So wie Valce diese Nahmen hörte, rief er mit frohen Tönen, jauchzend, weinend, triumphirend und ängstlich: „sie sind es! sie sind es! meine Kinder! mein Ludwig, meine Adeline, mein Robert!"

O Julie! denke Dir nun, wie diese Menschen in der Laube bei diesen Ausrufungen hervorstürzen! wie der Alte mit ausgebreiteten Armen da steht, ungewiß, wen er zuerst

umarmen soll, weil er nicht weiß, welcher von den beiden Männern sein Sohn, welches von den beiden Frauenzimmern seine Tochter ist. O, mein Vater! mein Vater! rief ein junger Mann, und stürzte vor ihm nieder auf die Kniee. „Vater!" rief Adeline, eine junge blühende Frau, und sank neben ihrem Bruder nieder. „Ich bin Adeline!"

Sieh, Julie! sieh, wie Beide seine Kniee umfassen! wie der Vater noch immer mit ausgebreiteten Armen über ihnen steht, und sie nicht aufzuheben vermag, weil Entzücken und Schmerz seine Glieder gefesselt haben! wie er nur Blick und Haupt langsam auf seine Kinder niedersenkt, Thränen auf sie herab weint, und nur zuweilen den Nahmen „Adeline" und „mein Sohn," vor wehmüthiger Freude zitternd, ausspricht! Der Anblick, Julie, war so hinreißend, daß, wie mechanisch, der fremde junge Mann und die fremde junge Frau sich näherten, die Kniee beugten, die Hände bittend oder betend erhoben, und daß ich selbst, so wie sie Alle auf ihre Kniee sanken, vor dem ehrwürdigen,

glücklichen Vater niederknieete. Keiner war unter uns, der nicht laut geweint hätte. Jetzt schwankte der Vater, von einer süßen Ohnmacht ergriffen, und sank nun in die Arme seiner Kinder, die ihn nicht fallen liessen.

Seine Blicke hingen fest an seiner Tochter. Sie küßte sein weißes Haar, nicht seinen Mund. O Vater! Vater! rief endlich der Sohn; und mit diesem Worte gab er Allen Leben und Bewegung wieder. Der Vater umfaßte seine beiden Kinder mit liebender Heftigkeit. — Sucht Roberten! rief Adeline. Robert! rief der beglückte Vater nach, ohne seine Kinder los zu lassen. Die Andern verschwanden, um Robert zu suchen. Adeline zog ihren Vater in die Laube. Ich ging in dem Garten auf und nieder, weil ich Erholung bedurfte, und weil ich fühlte, daß der Vater mit seinen Kindern allein seyn müßte.

Als ich in den kühlenden Schatten von blühendem Flieder trat, kam mir ein junger Mann in Uniform entgegen: jugendlich, in

der Fülle einer blühenden Gesundheit, und mit dem edelsten Anstand. Er sieht mich mit blitzenden, aber ruhigen, sanften Blicken an, und faßt, als er mir näher kommt, mit freundlichem Ernst nach seinem Hute, mich zu begrüßen. Sind Sie Robert de Valce? frage ich eilig. Ja, antwortet er mir, befremdet. Ich nehme seinen Arm, rufe: o, glücklicher, glücklicher Mensch! und ziehe ihn durch den Garten auf die Laube zu. „Liebliches Mädchen,“ sagte er mit der schönsten Stimme, die ich jemals gehört hatte —: „wohin führen Sie mich?“ — An das Herz Ihres Vaters! antwortete ich ihm.

Da kommt Robert! riefen Bruder und Schwester. — „O Robert! mein Sohn, Robert!“ rief der Vater; und der Sohn lag an seinem Herzen. — Gott sey Dank! rief Adeline. Siehst du Robert? Nun bleibst du hier! — Nein, Robert; nun verlieren wir dich nicht! sagte der Bruder. — „Verlieren?“ fragte der Vater. „Was ist denn? was ist es, mein Robert?“ Nichts, mein Vater,

erwiederte der junge Mann mit einem verbietenden Blick auf seine Geschwister. Nach und nach kamen auch der Fremde und die junge Frau zurück.

Ich sah Alle ängstlich und verlegen werden, als der Vater fragte: wer sind denn diese? Nur Robert war ruhig. Er faßte des jungen Mannes Hand, führte ihn auf seinen Vater zu, und sagte: segnen Sie ihn, mein Vater! Es ist Flessieu, ein edler Mensch, Adelinens Gatte. Er verdient Ihren Segen: denn er macht Adelinen glücklich; und daß Ihr Sohn Ludwig noch lebt, ist sein Verdienst. Er rettete ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens vor den Säbeln wüthender Kroaten.

„Flessieu?" fragte der Vater, seinen Schwiegersohn betrachtend. „Du warst also Soldat, mein Sohn Ludwig? und fochtest für . . . O, ich mag jetzt nicht sagen, für wen." —

Jetzt und zu allen Zeiten! antwortete Robert, seines Vaters Hand ergreifend; er

focht für sein Vaterland, mit dem Herzen eines Franzosen. Sehen Sie Vater! (er legte seine Finger auf eine breite Narbe an Ludwigs Stirn); er ist ein Mann gewesen, und verdiente nun, Hausvater zu werden. Dies — er führte die junge Frau näher heran — dies ist seine Gattin, meine Schwester; und dies Ihr Enkel. Er hob einen Knaben vom Boden auf, und reichte ihn mit einem herzlichen Kusse dem Alten hin.

Der Vater stand zweifelnd da, und warf seine Blicke bald auf die Schwiegertochter, bald auf den Schwiegersohn. Robert fuhr fort: Wir waren glücklich, mein Vater! Nichts fehlte uns, als Sie. In eine Familie, die tugendhafter, einiger, glücklicher wäre, als die Ihrige, könnten Sie nirgends treten! Als Sie abreis'ten — ich war fast noch ein Kind — hinterliessen Sie uns einen Befehl und einen Wunsch. Sie sagten: „seyd tugendhaft, meine Kinder!" Dann setzten Sie mit bebender Stimme hinzu: „Gott gebe, daß Ihr glücklich werdet!" Gott hat Ihren Wunsch erfüllt; wir sind glücklich. Wir

haben Ihren Befehl erfüllt; wir sind tugendhaft. Sie, mein Vater, werden unser Glück noch erhöhen, und alle unsere Freuden zu tugendhaften Freuden machen. Unsere Herzen werden Sie lieben und anbeten. — Jetzt umarmte er seine Schwägerin, und führte sie in seines Vaters Arme. Der Vater aber nahm erst seinen Robert an das Herz, und sagte sanft: „mein Sohn, du hast Recht. Wir können die Sache von mehrern Seiten ansehen; doch es giebt nur Eine Tugend. Kommt, meine Kinder, an das Herz Eures Vaters!"

Er umarmte seine Schwiegerkinder, und dann fielen sie Beide dem geliebten Robert um den Hals, als hätten sie ihm diese Umarmung zu danken. O guter, guter Robert! sagten sie jetzt, und wohl noch zehnmal an diesem Abend.

So sagte jeder; auch die Kinder sagten so. Wunderst du dich nun, daß deine arme Emilie noch an demselben Abend sagte: o guter Robert! und daß ich jetzt wieder, mit pochendem Herzen, mit einer verräthe-

rischen Gluth auf den Wangen, mit Thränen in den Augen, sage: o guter Robert!

4.

Cour de Vale.

Ich fahre fort, liebe Julie, in der Schilderung einer sehr glücklichen und edlen Familie, und eines reinen Herzens, das zum ersten Mal die Liebe empfindet.

Als der Vater seiner Familie mit wenigen Worten erzählt hatte, welchen Dienst wir ihm geleistet hätten, beschloß man sogleich, uns nicht einen Augenblick länger in dem Wirthshause zu lassen. Robert erbot sich, meine Mutter und die Tante zu holen. Ich warf einen unruhigen Blick auf den Vater. Er verstand mich. „Die Revolution,“ sagte er, „hat der Mutter dieses edlen Mädchens viel gekostet. Der Anblick dieser Uniform . . .“ Robert verbeugte sich. Ich glaubte schon, er würde antworten: es ist die Uniform meines Vaterlandes! Doch er ging; und nach

einigen Minuten kam er in bürgerlicher Kleidung wieder. Er bot mir den Arm, und führte mich in das Wirthshaus.

Mit einer Artigkeit, die sogleich meine Mutter und die Tante für ihn einnahm, bat er sie, das Fest des kindlichen Glückes in dem Hause seines Vaters, des Herrn de Valce, — so nannte er ihn, ich denke nicht ohne Bedacht — mit zu feiern. Ich erzählte die Scene des Wiedersehens. Die Augen meiner Mutter wurden naß; mein unglücklicher Bruder, der bei Quiberon geblieben ist, mochte ihr einfallen. Sie konnte in Frankreich nichts wiederfinden, als höchstens den Ort, den das Blut ihres Sohnes bespritzt hatte. Ohne zu antworten, blieb sie, mit einem Blicke der schmerzlichsten Sehnsucht, vor dem jungen Manne stehen. Dann wendete sie sich zu mir um, fiel mir in der größten Bewegung um den Hals, und sagte: „mein einziges Kind!“

Ach, Julie, wie wohl es mir that, daß das Mutterherz einmal durch die kalte Rinde des Anstandes so warm hervorbrach, und

gerade heute, da ich Zeuge von den herzlichen Ergießungen der Vater- und Kindesliebe gewesen war! Aber sogleich wendete sie sich lächelnd wieder zu Robert: Wie sind Sie der Blutgier dieser reißender Tieger so lange entgangen?

„Ich bin sechs Jahre ... in Italien gewesen," antwortete er besonnen. Meine Mutter verstand ihn nicht. Wahrscheinlich würde sie es ihm abgeschlagen haben, die Nacht in seines Vaters Hause zu seyn, wenn sie geglaubt hätte, daß er als Militär in Diensten der Republik gewesen wäre. Unsere Koffer wurden weggebracht, und wir gingen zu Valces hinüber. Man wies meiner Mutter das beste Zimmer im Hause an, und sie kleidete sich bald aus, da sie von der Reise sehr ermüdet war. Ich ging, sobald sie sich niedergelegt hatte, noch hinunter, und jetzt mußte ich denn eine Scene geben. Der Vater hatte erzählt, daß mein Herz seinen Wunsch, unter dem Nahmen unseres Bedienten mitzureisen, errathen, und daß ich wahrscheinlich meine Verwandten bewogen hätte,

seinen Wunsch zu erfüllen. Auch wußten seine Kinder durch ihn, daß ich menschlich seinen Schmerz und seine Freude mit ihm getheilt hatte.

Als ich in das Zimmer trat, umringten mich Alle, und nannten mich „Engel, Schutzgeist, Retterin.“ Die übertriebenen Lobeserhebungen machten mich verlegen. Man ließ mich mit der Vorstellung, daß ich wenig oder nichts gethan hätte, nicht zu Worte kommen, bis Robert, der in der Ferne stehen geblieben war, sich meiner annahm, und behauptete: Keiner von ihnen allen würde in meiner Stelle anders gehandelt haben, als ich. Adeline, sagte unmuthig: Aber Robert, daß dieses edle Mädchen, ohne zu sagen, ich helfe, ... — „Adeline,“ unterbrach er sie schnell; „so laß uns sie lieben, ohne ihr zu sagen: wir lieben dich.“

Hier erröthete deine arme Emilie, und warf sich an Adelinens Brust.

Wir Frauenzimmer gingen noch in den Garten, und — wie nun junge Frauen sind, Beide theilten mir ihre Heirathsgeschichte mit.

mit. Adeline erzählte, wie der Retter ihres Bruders mit ihm aus Italien zurückgekommen sey; wie er sie, und sie ihn, heimlich geliebt habe; wie unglücklich sie Beide durch ihre Liebe geworden wären, weil Flessieu, der Sohn eines bloßen Pachters, es nicht gewagt, um ihre Hand zu bitten, und weil ihr Bruder Ludwig, trotz seiner aufrichtigen Freundschaft für seinen Retter, eine solche Verbindung für eine Mißheirath gehalten hätte. — „Ach,“ fuhr sie fort: „jetzt erst waren wir unglücklich! Ludwig ging stumm und finster um uns her. Unser Aller Hoffnung war Robert. Als wir endlich wußten, daß er den Winter kommen wollte, da schlug mein Herz von Hoffnung. Er wird entscheiden, sagte mein Bruder, sich erheiternd; und mein nunmehriger guter Mann sagte muthig: ich werde dann doch wissen, warum ich unglücklich seyn muß! — Wir stürzten dem guten Robert, als unserm Schutzgeist, entgegen. Er kam, glücklich von mehreren Wunden geheilt, von der Achtung seiner Generale, von der Liebe seiner Kamera-

den begleitet. Mit ihm trat die Zufriedenheit in unser Haus.

Er ist der ältere Bruder? fragte ich, weil er mir jünger schien, als Ludwig. „Nein, der jüngste von uns Allen; er hat sich aber schon seit den Kinderjahren eine Art von Herrschaft über uns Alle erworben.“ — Wodurch? fragte ich lächelnd; ist er etwa ehrgeizig? — „Nein; mein Bruder Ludwig ist das bei weitem mehr. Wodurch aber nun?“ (Sie wendete sich mit diesen Worten an ihre Schwägerin.) „Wodurch hat Robert diese unumschränkte Herrschaft über uns? Ich könnte sagen, wir Alle, sogar die Kinder, regierten ihn. Er thut ja alles, was wir nur wünschen, Schwester; er lebt ja nur für uns, und hat keine andren Wünsche als die unsrigen. Und dennoch muß Er alles entscheiden; dennoch handelt Niemand, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Und sein Rath ist dann immer ein Befehl, dem wir gern gehorchen.“

Das ist es eben, sagte die Schwägerin zärtlich, wodurch er über uns herrscht; durch

seine herzliche Liebe, die so rein ist, wie sein Auge, so rein, wie sein Leben. Und er selbst sagt ja so oft: Liebt die Menschen, die ihr beherrschen wollt.

Er kam also? fragte ich; und wie wurde es nun?

Kaum war er eine Stunde bei uns, so wußte er jede Bedenklichkeit, jeden Zweifel, jeden Wunsch von uns Dreien. Er faßte zärtlich meine Hand, streichelte mit seinem unwiderstehlichen Lächeln meine Wangen, und sagte feierlich: „du zweifelst, ob deine Liebe recht sey; und liebtest dennoch Adeline? Nein Adeline, du zweifeltest nicht; denn dein Bruder, denn Flessieu weiß, daß du liebst." — Flessieu und mein Bruder traten jetzt zu uns. Robert erzählte mir nun, wie Flessieu dem Bruder das Leben gerettet. „Da standen sie nun" — so schloß er die rührende Erzählung, die uns jetzt sanfter bewegt hatte, weil Er sie machte — „da standen sie, der Retter, der Gerettete, und zu ihren Füßen tönte das Röcheln der Sterbenden. Sie drückten die bleichen Stirnen an einander;

ihre Thränen und das Blut, das aus ihren Wunden drang, vermischten sich. So schlossen sie einen ewigen Bund, die wahrste Blutsverwandtschaft: sie waren Brüder, ehe Flessieu dich noch gesehen hatte." Sie, Mademoiselle, kennen ja nun die Musik seiner Stimme; so können Sie Sich denn leicht vorstellen, mit welcher Empfindung wir ihn reden hörten. Während er noch sprach, legte er meine Hand in Flessieu's. Ich hatte den Muth, diese Hand zu drücken; und nun sagte Flessieu kühn: Ich liebe Adelinen, Ludwig! und Ludwig rief in einer feurigen Umarmung: so werde sie Dein!

Was vorher unmöglich schien, war auf einmal leicht geworden. Ungefähr auf eben die Art gab Robert dem Bruder Ludwig seine Frau. Er ordnete an, wie wir leben müßten, um einig zu seyn; und wir sind einig. Wir zitterten nur für Robert; denn er ging wieder nach Italien zu der Armee, und war immer der Tapferste unter den Tapfern, auch in der Vendee. —

Julie! Das erzählten sie mir, und dabei

schlug über uns in der Apfelblüthe die Nachtigall, und in der Ferne hauchte eine liebliche Flöte tief empfundene, sanfte Klagen. Als ich den Kopf hinten über lehnte, die Flöte und die Nachtigall zu behorchen, sagte Adeline: „das ist Robert!" Da wünschte ich ihnen eine gute Nacht. Aber — ich stand noch eine Stunde am Fenster, behorchte die Nachtigall, die immer süßer klagende Flöte, und fühlte, daß die schönste, sanfteste Empfindung mit stiller Gewalt, mit Allmacht, in mein Herz drang.

Ach, gute Nacht, Julie! ich will zu Bette gehen; denn — da höre ich beide wieder, die Nachtigall und Roberts Flöte. Gute Nacht.

5.

Robert an Augustin.

Cour de Bale.

Es würde mir wehe thun, Augustin, wenn ich zu dir sagen müßte: ziehe hin! wir ken-

nen einander nicht mehr! Was mache ich aus deinen Briefen? In eben dem Augenblicke, da der ganze Himmel über die Hölle, die der Krieg angezündet hatte, bedeckend, verlöschend, versöhnend, beseligend, hinsinken will, mit dem menschlichsten, dem heiligsten Worte: Friede! — in eben dem Augenblicke klagest du, daß es nun nichts mehr zu thun geben wird. O, laß mich nicht glauben, Augustin, daß dir an dem Kriege sonst nichts gefiel, als das ungebundene, wilde, unsichre Leben, die heftige Raserei in der Brust, durch den Mord Anderer das eigene Leben zu sichern; daß du nur an das Bajonett dachtest, nur an das Feld voll Leichen, nur an das wilde, alle Kräfte aufreitzende Getümmel der Schlacht; nur den wilden rasenden Zeitvertreib wolltest, weil dein Blut dabei heißer wird, dein Herz schneller, kräftiger, in dem tobenden Blutstrome zuckt, als andere Herzen; und nicht an den Frieden dachtest, nicht den Frieden wolltest, der in der Ferne hinter den verderbenden Heeren herzieht, und den nur Blut und

Schlachten, tausende von Toden, herbeiführen können.

„Waffenstillstand!“ schreibst du. „Auch mein Herz stehet still!“ Wie? es stände still, Augustin, wenn die jauchzende Stimme von tausend verzagenden Menschen das Wort Waffenstillstand! und das noch schönere Friede, in dessen Tönen tausend der schönsten Harmonieen erklingen — wenn dieses Wort, von einer jauchzenden Welt ausgesprochen, dein Herz berührt: dann stände es still? Nein, du wußtest in dem Augenblicke nicht, was du schriebst!

In Blutströmen watend, in Pulverdampf gehüllt, von den Schrecken des Todes, von der Wuth der Verzweiflung, von den Seufzern der Sterbenden umringt, schlossen wir unsere Freundschaft. Du rettetest mein Leben, ich einige Augenblicke nachher das deinige. Wir lachten, als wir Beide zugleich riefen: „Quitt, Kamerad!“ Zu mehr hatten wir nicht Zeit. Wir traten dicht an einander, und drangen vorwärts, in die Dampfwolke, durch die jedes Mal nach zwanzig Sekunden

der rothe, donnernde Blitz hervorbrach; und wir lachten.

„Wohin?" riefen wir Beide einander zu gleicher Zeit zu. „Die Kanone nehmen!" war unser Beider Antwort, und wir lachten wieder. So drangen wir vor. Ich hieb dem Kanonier, der so eben wieder abfeuern wollte, als du gerade vor der Mündung standest, in den Arm, und rief: Deux à un! — A deux! sagtest du; und neben mir stürzte ein Kroat, der in Begriff gestanden hatte, nach mir zu hauen. Wir lachten wieder. „Franzosen! vorwärts! die Kanone ist unser!" riefen wir Beide, und hielten, wir ganz allein, neben einander kämpfend, den Sturm der Feinde aus. Lachend zählten wir, recht wie Stoß um Stoß auf dem Billiard, bis à cinq. Der Sieg war erfochten, und „es lebe die Nation!" drang von den Alpen zu dem Himmel auf. Da stürzte unser General herbei, und fragte: „Wer nahm die Kanone?" Wir schwiegen Beide, drückten einander die Hand, und lachten, als sich ein Prahler meldete, der sie genommen haben wollte. Wir

liessen ihn avanciren, und einen Ehrensäbel bekommen. Dafür nanntest du mich deinen Ehrensäbel, und wir schworen einander, Freunde zu seyn, bis zum Tode.

Jetzt erinnerst du mich an dieses Lachen. Nun, ich lachte, wie der Verzweifelnde. Lachtest du anders? — Gott gebe der Welt den Frieden! Ich habe ihn theuer erkaufen helfen, in zehn und mehr Schlachten, in die ich mit einem Herzen voll Wehmuth ging, mit dem heißen Wunsche, daß die erste Kugel doch mein an der Menschheit verzagendes Herz treffen möchte. Ich war dieses Lebens voll Mord, dieser armseligen Erde, welche wir siegend durchzogen, so müde, so herzlich müde! Unter dem vielfachen Tode edler großer Männer und armseliger, verächtlicher Menschen, galt mir alle Größe, alle Hoheit, das Leben, die Zeit, nichts, gar nichts mehr. Ich war übersättigt. Das Leben schien mir ein schaler Traum, der Tod nur das Niedersinken eines Ermüdeten auf einen weichen Rasen. An mir selbst ehrte ich sonst nichts mehr, als das Gefühl der Verachtung, wo-

mit ich auf das Leben und auf die ohnmächtige Macht von uns Menschen herabsah. Ich fühlte das ewige Verhängniß, welches gewaltig, unwiderstehbar, über die Erde herrscht; doch mich selbst fühlte ich unabhängig von diesem Verhängnisse: ich war frei!

So dachte ich, Augustin; und so denke ich noch jetzt. Die Weltgeschichte ist mir verächtlich; ich liebe aber den Menschen, liebe ihn jetzt mehr, als je. Mit scheuer Resignation stehe ich vor dem Schleier, der die Vergangenheit und die Zukunft dicht verhängt. Ich war einmal nicht, das weiß ich; doch jetzt bin ich. Mit inniger kindlicher Liebe umfasse ich die vergehende Welt. Ich bin zur Tugend geschaffen; denn ich bin frei! Das Verhängniß mag in dunkler Nacht zerstörend über die Erde, über das Leben, hinschreiten! Es reißt auch mich mit weg. Der Ewige walte denn über mir! Aber jetzt bin ich, und bin nicht allein. Ich lebe für die Menschen, für Alle. Mein Herz schlägt, wie das ihrige; ich ziehe, wie sie, freundlich, kindlich, Blumen auf, die ein

Hauch zerstört, und gebe, wie sie, der zartesten Blume, die von der warmen Berührung eines jungen Busens verwelkt, den prahlerischen ewigen Nahmen: Vergiß mein nicht! Ich liebe sie alle, und müßte Den hassen, der ihnen das kurze Glück des Friedens nicht gönnen wollte.

So denke ich, Augustin, und ich hoffe, du denkst nicht anders. Denn — willst du wissen, was mich zu deinem Freunde machte? Etwa, daß du mir ein halbes Dutzend Mal das Leben rettetest? Mit nichten! Daß du brav warst, wie ein Mann? Hm! das waren die Räuber in der Vendee so gut, wie wir. Nein, daß du ein kindlicher Mensch warst: das zog mein Herz an das deinige. Höre, Augustin! Wir hatten bei Rivoli zwei Tage im Walde gestanden, fast ohne alle Lebensmittel. Du kamst vom Patrulliren zurück, und brachtest eine Turteltaube mit, die du in ihrem Neste überrascht hattest. „Ein Mittagsbraten!" sagtest du, und zogst die Taube hervor. „Sträubst du dich, armes Geschöpf?" fuhrst du fort. „Ich möchte doch

wissen, ob eine Taube wohl, wie der Mensch, ahndet, fürchtet? Wie ihr das Herz schlägt! Armes, geängstetes Wesen! Und" — das sagtest du nachsinnend — „ihre Jungen! und dies ängstlich pochende Herz!" Jetzt machtest du die Hand auf, und die Taube war frei. Du lächeltest erröthend, als ich einen Blick auf dich warf. „Nenne mich," sagtest du, „wenn du willst, einen empfindsamen Narren; aber — ich kann nun einmal ein Geschöpf nicht tödten, das so wehrlos ist, und dessen Herz ich so ängstlich schlagen fühle."

Ich schwieg; aber von dem Augenblick an liebte ich dich. Augustin, lege jetzt deine Hand auf alle die leidenden, ängstlich schlagenden Herzen in Europa; und dann untersuche noch einmal, ob dein Herz stillsteht.

Fürs erste sehe ich dich nun nicht wieder, Augustin. Ich wollte über den Rhein und meinen Vater aufsuchen, dessen ehrwürdige Gestalt nicht einen Augenblick aus meiner Seele verschwunden ist. „Sey tugendhaft, mein Sohn Robert!" sagte er zu mir, als er Frankreich verlassen mußte. Diesen Wor-

ten, welche die bebenden Lippen eines edlen Mannes, wie einen letzten Segen, auf mein Haupt legten, habe ich sehr viel zu danken. Sieh Augustin, alles was ich hatte, (und — du weißt, wie wenig ich bedurfte — ich hatte viel!) alles wollte ich meinem Vater bringen, der, ein Greis, vielleicht in Elend schmachtete.

„Wo willst du ihn suchen?" fragte mein Bruder. Ueberall! war meine Antwort. Er ist mein Vater, und arm, vielleicht hülflos, während seine Kinder in Ueberfluß leben. Ich wußte gewiß, Augustin, daß ich ihn, oder sein Grab, finden würde; denn ich war entschlossen, ihn zu suchen, wie den Sieg. Meine Abreise hatte ich auf den nächsten Tag bestimmt. Ich kehre von einem Spaziergange zurück, trete von hinten in unsern Garten, und — es kommt ein Engel auf mich zu. Er faßt meine Hand, und führt mich, den bewundernd Erstaunenden, in die Arme meines Vaters. Als ich mich von dem liebenden Vaterherzen wieder aufrichte, und, noch immer halbträumend, die

schnelle Veränderung nicht begreifend, in die schönen, jetzt nassen Augen des lieblichen, unbekannten Mädchens sehe, das mich in meines Vaters Arme geführt hat, da — mit dem Blicke, den ich auf sie hefte, mit dem thränenvollen Blicke, den sie bei holdem, lieblichem Lächeln auf mich wirft — da steht das Leben auf einmal in einem schönen Rosenlichte vor mir. Der dunkle Schleier, den die Schrecken von fünf langen blutigen Jahren, und die freche Hand abscheulicher Verbrecher über mein Leben, über meine Empfindungen gezogen hatten, zerfloß leise unter dem milden Lächeln des schönen Mädchens. Mein Blut rollte wärmer durch die Adern; ein kindliches Zutrauen erweiterte meine Brust; mein Auge, das vorher nur finster und scheu auf die Grenzen der Schöpfung, auf die blutigen Blätter der Menschengeschichte, blickte, heftete sich jetzt lächelnd auf eine wehende Blume, auf einen flatternden Schmetterling. Ich nahm diesen Abend zum ersten Male wieder meine Flöte hervor, und das Echo und hundert Nachtigallen sangen

mit mir rührende Töne einer stillen, schäferlichen Liebe.

Um Mitternacht ging ich, mit einer süßen, bezaubernden Freude in der vollen Brust, nach Hause. Ich hatte nun Alles, glückliche Geschwister, einen Freund, dich! einen theuren Vater und — eine Geliebte.

Geliebte? Ja, Geliebte! denn, ehe sie geht, sage ich ihr: Emilie, dich liebe ich unter allen Mädchen zuerst, dich allein, dich ewig! Und — o Himmel! wenn sie mich wieder liebte! Der lächelnde Blick, den sie voll Unruhe auf mich wirft, die zarte, nur mir hörbare, Bewegung in ihrer Stimme, wenn sie mit mir spricht, das Fliegen ihrer Brust, die schöne Röthe, die ihre Wangen färbt, wenn ich sie anrede: das alles sagt mir, auch sie könne mich vielleicht lieben.

Doch, wie es auch sey — ich werde ihr kühn und offen sagen: ich liebe dich, Emilie, mit dem Feuer eines starken, treuen Herzens! Ihre Mutter heißt Basson Rovere. Es ist mir, als hätte ich diesen Nahmen schon irgend einmal mit Interesse gehört. Nun,

wenn auch nicht — das holdeste Mädchen führt ihn. Die Mutter ist stolz auf ihren Nahmen, wie ich auf mein Herz. Sie haßt mich: denn ich habe für mein Vaterland gekämpft und geblutet; ein Pachter ist der Mann meiner Schwester, und die Frau meines Bruders zählt keine Ahnen. Aber dennoch werde ich der Tochter sagen: Emilie, ich liebe dich mit der Gewalt eines reinen Herzens! — Adieu, Augustin. Du wirst mehr von mir hören.

6.

Emilie an Julien.

Fleche.

Du siehst, Julie, der schöne Nahme Cour de Vale steht nicht mehr über diesem Briefe, und mit ihm ist Freude, Hoffnung, Vertrauen, Alles, was dem kurzen menschlichen Leben Werth giebt, für mich verschwunden. Ach, Julie! nur allzu schnell drang jene verderb-

derbliche, unvergängliche Leidenschaft in meine Seele. Wie hätte ich auch mein armes Herz bewahren können! „Robert," sagte der Vater: „mein edelster Sohn!" und erzählte mir von seinem Heldensinne: wie er mit einem Freunde ganz allein einen engen Paß in den Klippen der Alpen zwei Stunden lang vertheidigt, und wie ihn Massena mit Bewunderung öffentlich an sein Heldenherz gedrückt habe.

Ich verlasse den Vater, um nicht noch mehr zu hören. Doch nun hebt Adeline an: „Robert, mein edelster Bruder," und erzählt mir von seinem weichen, sanften Herzen, von seinem kindlichen Wesen, von der feurigen Begeisterung seiner reinen Seele. —

Mit wem ich auch sprach — Jeder erzählte mir von Robert. Und selbst meine Mutter muß mir aufs neue sein Bild vor die Seele bringen. Da sitze ich bei einer Arbeit, und will mich von den Gedanken an ihn befreien. „Hast du," fragt meine Mutter die Tante auf einmal — „hast du je einen Mann von edlerer Figur, von könig-

licherem Anstande gesehen, als den jungen Herrn de Valce? Welche Majestät auf der stolzen Stirn! welcher Muth in dem funkelnden Auge! Und dabei doch diese sorglose Heiterkeit auf den männlich schönen Wangen und in dem lieblichen Munde! Wie sicher, wie fein ist sein Benehmen! wie leicht, wie anspruchslos! als hätte ihn Versailles" — hierbei ein tiefer Seufzer — „erzogen. Wer sollte es für möglich halten, daß er sich unter wüthendem Pöbel so hat bilden können!"

Und er selbst! O Julie, er selbst! Ich war verloren, ehe er noch den Mund öffnete. Furchtsam, mit Zittern, sah ich den Augenblick herankommen, wo er meinem Herzen das Geheimniß meiner Liebe entreißen würde; und ach! dennoch flog mein schwaches Herz dem Augenblicke entgegen, und kam ihm zuvor. Mein Erröthen, mein Zittern, meine Unruhe, meine niedergeschlagenen Blicke und das fürchterliche Pochen meines Herzens hatten ihm längst gesagt, was nur noch die bebende Lippe verschwieg. Da trat er eines Abends zu mir (Adeline hatte uns, beinahe

glaube ich mit Vorsatz, verlassen), und faßte meine Hand. Ich blickte verstohlen auf, um seine Absicht zu errathen; und nun sah ich auf einmal Thränen aus seinen Augen hervor brechen, und sein Gesicht erblassen. Zugleich fühlte ich auch, daß seine Hand zitterte.

Was konnte ich armes Mädchen thun! Ich schwankte, vergoß heiße Thränen, glühete, und bebte. „Emilie!" sagte er nun leise, und beugte sich auf meine Hand, die er mit Zartheit drückte. (Ich hatte nicht die Kraft, sie ihm zu entziehen.) „Ich liebe Sie," (das sagte er in einem Tone, der mir, wie eine leise Zauberharmonie, tönte) „mit einem reinen, starken, treuen Herzen!" setzte er lauter hinzu.

Julie, woher nahm ich den Muth! Ich legte meine linke Hand auf seine Schulter, und sank, von einer unwiderstehlichen Gewalt hingerissen, in seine Arme. Fast in demselben Augenblick ergriff eine kalte Hand die meinige, und eine befehlende Stimme — meine Mutter — sagte: folge mir, Emilie! — Zu Robert sagte sie: war das recht, mein Herr?

Ich hörte nicht, was er antwortete; mir waren die Sinne vergangen, und ich taumelte an der Hand meiner Mutter fort, wohin sie mich führte. Schon nach einer Stunde saßen wir im Wagen. Meine Mutter war so gütig, des Auftrittes nicht mit einer Sylbe zu erwähnen. Aber ich liebe den edlen Robert, und fühle, daß ich ihn ewig lieben werde.

Morgen fahren wir nach Lanzerre, wo wir fürs erste bleiben wollen. Es ist nur eine Tagereise von Cour de Vale. Ich zittre, wenn ich daran denke, woran ich doch denken muß: daß er mich hier, oder in Lanzerre, aufsuchen könnte!

7.

Dieselbe an Dieselbe.

Lanzerre.

O Julie, was habe ich dir zu sagen! Als wir hier auf den Hof fuhren, und der alte

Baune uns erkannte, meiner Mutter zu Füßen fiel, schluchzend, jauchzend, bald dieser, bald jener von uns, hundertmal versicherte, das alles sey unser Eigenthum; in kindischer Freude meiner Mutter vorrechnete, wie viel er erspart und zurückgelegt habe (er hat nehmlich das Gütchen, ehe meine Mutter Frankreich verließ, scheinbar, doch mit allen Formalitäten, an sich kaufen müssen, und sie war nun besorgt, daß er es würde behalten wollen): — sieh Julie, da mußte ich weinen über die rührende Treue, durch die der alte Mann die Güte meines so guten Vaters noch an uns belohnte. Meine Mutter reichte ihm freundlich die Hand zum Kusse. O, ich? ich hätte seine Hand küssen mögen! Seine Freude, uns wiederzusehen, war so rührend, so herzlich, so ungestüm, daß er sogar meine Mutter ein wenig mit in den Zauberkreis seiner Empfindung hinein zog.

Auf einmal rief er: „Ach Gott! guter Gott! sogleich!" und nun stürzte er in der größten Eil, mit funkelnden großen Augen, hinaus, und ließ uns, verwundert über seine

Heftigkeit und über seine Absicht, stehen. Als er zurückkam, zog er einen jungen Mann in das Zimmer, der etwa wie ein Jäger gekleidet war, und der nun sogleich in die Arme meiner Mutter stürzte. Es war mein Bruder, Julie, mein glücklich geretteter Bruder!

Das überwältigte meine Mutter. Sie breitete die Arme aus, schwankte, erblaßte, und sank ohne Bewußtseyn in unsre Arme. O meine Mutter! rief ich in großer Angst. „Gott! Gott!" sagte mein Bruder: „bist du meine Schwester? Emilie?" — Erst jetzt erkannten wir einander. Meine Mutter erholte sich, schlang die zitternden Arme um ihren Sohn, und drückte ihn, den für todt Gehaltenen, an das mütterliche Herz. Doch, schon nach einer Minute sagte sie in ihrem gewöhnlichen Tone: Es hieß, du wärest in dem ehrenvollen Kampfe für die Rechte des Adels und des Königs gefallen. Ich hoffe doch, der Herr Basson Rovere lebt mit Ehren? — „Würde ich sonst leben!" antwortete mein Bruder in einem stolzen Tone; und nun erst umfaßten sich Mutter und Sohn. Wir setz-

ten uns, und mein Bruder erzählte uns seine Rettung, die einem Wunder ähnlich sah. Er verschwieg viel, das merkte ich an den Lücken, die er ließ, und an den Geberden des alten Baune, gegen den er ohne Zweifel vertrauter gewesen war, als er es gegen meine Mutter seyn konnte.

Das Wort „Bruder" gab meinem Herzen schon frohe Hoffnungen; ich glaubte, an ihm einen Schutz gegen die etwanige Härte meiner Mutter haben zu können. Doch, als ich ihn mit glühendem Hasse gegen Alle reden hörte, die nicht so entschiedene Royalisten sind, wie er selbst: da verbarg ich meine Liebe tief in dem ängstlichen, verzagenden Herzen; da verschwand alle meine Hoffnung. Ich zitterte, als mein Bruder die Hand erhob, und ausrief: „Ewig hasse ich sie alle, mit glühendem, verderbendem Hasse!"

Meine Mutter erzählte endlich von der Familie Valce. Mit gerunzelter Stirn sagte mein Bruder: „ich kenne diese Elenden nicht von Person, aber doch dem Nahmen nach, durch den allgemeinen Ruf. Der jüngere

— Robert, glaube ich, heißt er — hat alle jungen Leute in seiner Gegend mit seiner Raserei angesteckt, und es sind ihm ganze Schaaren gefolgt. Diese Menschen hasse ich ewig!" —

Ach Julie! Mein stolzer Bruder haßt sie ewig; und mich zwingt ein feindseliges Schicksal, sie ewig zu lieben. O, der Dämon, welcher blutig über Frankreich schwebt, ist noch nicht versöhnt; zürnend schwingt er die Fackel des Hasses über unserer Familie, und vielleicht über tausend andren. Es ist mir, als sähe ich schon den dichten und farbenlosen Schleier der Zukunft mit Blut bespritzt; als hörte ich schon unsre seufzenden Klagen. Mein Bruder haßt meinen Robert; und ich, ich — o Julie! — ich muß ihn ewig lieben!

Fortsetzung.

Mein Bruder, Julie, ist ein edler, fühlender, weicher Mensch, nur hart, unversöhnlich

gegen alle Republikaner, und besonders gegen Robert. Er liebt; und dennoch darf ich nicht auf seinen Schutz rechnen: denn er liebt ohne Hoffnung.

Höre, Julie, wie das harte Schicksal des menschlichen Herzens spottet! Mein Bruder landet bei Quiberon. Da alles flieht, so zieht er sich, mit einigen Andern, die von dem Corps getrennt sind, hinter Gesträuch zurück. Sie wollen dort die Nacht erwarten, und dann nach der Küste zu kommen suchen. Doch auf einmal stürzt eine Schaar Republikaner auf sie zu. Sie werden gefangen, und, nach dem unmenschlichen Gesetze der Schrekkensregierung, erschossen. Auch mein Bruder erwartet die Kugel; er ist der Einzige, der noch lebt. Zwei junge Soldaten rufen: halt! stürzen in den Kreis, und wollen ihm das Leben retten. Doch umsonst! die Barbaren sind taub für die Stimme der Menschlichkeit, und schlagen die Gewehre auf meinen Bruder an. Der eine von den beiden edlen jungen Männern umfaßt ihn, und beschützt auf diese Weise sein Leben; der andere legt auf

die Mörder an, und drohet, Den niederzuschießen, der sein Gewehr abdrückt.

So schwebt mein Bruder beinahe eine Stunde in Todesgefahr, bis endlich die beiden edelmüthigen Jünglinge mit einer Anstrengung von Muth und Entschlossenheit, durch Aufopferungen, Beredtsamkeit und Bitten — mein Bruder sprach mit Thränen in den Augen davon — endlich das Glück haben, ihn zu retten.

Sie führen ihn durch Sümpfe, Wälder, über Klippen, vertheidigen ihn mit übermenschlichem Muthe und der größten Ausdauer gegen alle Anfälle, und bringen ihn, nach einer Reise von drei schrecklichen Tagen, bei Nacht in ein Dorf. Hier öffnen sie ein Haus, und pochen an eine Stubenthür. Ein Mädchen, schön wie ein Engel, und edel-stolz, wie eine Königin, tritt hervor. „Henriette," sagt der eine von den beiden jungen Männern: „hier übergebe ich dir einen braven Mann, einen Ausgewanderten. Wir haben ihn gerettet; und ich fordere nun sein Leben von dir. Bei dir bleiben können wir nicht;

noch in dieser Nacht müssen wir fort." — Ich rette ihn, sagt das Mädchen, umarmt ihren Bruder mit Herzlichkeit, und nimmt mit Gefühl, doch ohne Thränen, von ihm Abschied.

Mein Bruder ist nun mit ihr allein. Sie geht unruhig auf und nieder, wirft von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihn, und sagt endlich: „Wie kann ich Sie retten! Doch ich habe es versprochen, und muß mein Wort erfüllen." — Mein Bruder war damals erst siebzehn Jahr alt, und von zartem Körperbau. Sie giebt ihm Frauenzimmerkleidung, und so bleibt er mehrere Tage, unter dem Nahmen einer Verwandten von ihr, im Hause. Er fragt nach dem Nahmen seiner Retter. „Der Eine," sagt Henriette lächelnd, „ist mein Bruder; der andre, sein Freund." Sie selbst — das erfährt mein Bruder im Gespräche nebenher — ist die Nichte eines ehemaligen Pachters in dem Dorfe, den die Royalisten ermordet haben. Mehr sagt sie ihm nicht.

Nach einigen Tagen faßt man im Dorfe Verdacht gegen meinen Bruder und gegen

seine weibliche Kleidung. Henriette beschützt ihn mit kühner Entschlossenheit. Die Gefahr wird dringender. Nun will er fliehen, und sie schweigt. In der Nacht weckt sie ihn, und sagt ganz kalt: „Sie wollten fliehen. Jetzt ist die höchste Zeit, es zu thun; Sie sind verrathen."

Sie giebt ihm ein Bündel Kleider, Geld, ein Paar Terzerole und einen Dolch. Er wirft sich ihr zu Füßen, und will ihr danken, ihr Lebewohl sagen. „Wissen Sie die Wege?" fragt Henriette. „Und fordert mein Bruder nicht Ihr Leben von mir? — Wir gehen zusammen."

Sie führt meinen Bruder mit fester Kühnheit unbetretene Wege durch Berge und Waldungen. Am Tage leben sie in einer Höhle, oder auf einem belaubten Baume. So kommen sie endlich über die Seine, und gehen nun bis nach Lanzerre. Gerade ist ihr leztes Geld verzehrt, und Henriette hat alle Mittel erschöpft, sich den spähenden Augen der Republikaner zu entziehen.

Mein Bruder entdeckt sich dem alten Bau-

ne, der ihn und seine Retterin mit großer Freude aufnimmt. Er vertauscht sein Haar mit falschem, färbt sich das Gesicht, und macht den Gärtner; Henriette wird für eine Nichte des alten Baune ausgegeben.

Sie ist hier? fragte ich meinen Bruder eifrig: Henriette hier im Hause?

„Hier!" antwortete er seufzend. „O, Emilie! und wie ich sie liebe, die edelste, treueste Seele!"

Er mußte mich sogleich zu ihr führen. Ich drückte sie an mein Herz, und nannte sie: Schwester. Sie hat in der That etwas Großes, Erhabenes, in ihrem ganzen Wesen. Es ist leicht zu bemerken, daß sie meinen Bruder liebt. Ach! sie weiß nicht, wie stolz meine Mutter, wie stolz selbst mein Bruder auf den Rang ist, den wir ehemals hatten. Doch meinem Bruder thue ich Unrecht. Er hat ihr wohl hundertmal seine Hand angeboten; doch jetzt verlangt sie die Einwilligung seiner Mutter. Die arme Henriette!

Ach, Julie! Robert hat meiner Mutter geschrieben, und um meine Hand angehalten. Er beruft sich darauf, daß ich ihn liebe. Mein Bruder kam mit funkelnden Augen zu mir, und sagte heftig: „Nimmermehr! Da lies, und erröthe! Liebst du ihn? Ich bitte dich, sage Nein; denn es ist nicht möglich!"

Meine Mutter trat in das Zimmer, als ich so eben mit dem Lesen des Briefes fertig war. Man hätte ihn mir nicht geben sollen; denn jedes Wort darin drang wie ein Pfeil in meine Seele. Der ganze Brief hatte die Sprache eines schönen Herzens, eines edlen Mannes.

Ja, sagte ich, und drückte den Brief an meine Brust; ja, ich liebe ihn! Was kümmert mich dein Haß, Bruder, und was Ihr Haß, Mutter! Er ist ein edler Mensch, der die Liebe der ganzen Welt verdient.

Meine Mutter erwiederte lächelnd: „Du wirst dich besinnen, Emilie. Man muß keine Unmöglichkeit wollen!" Ich zitterte bei diesen kalt und fest gesagten Worten. Mein Bruder schlug in seiner Antwort dem edlen, gelieb-

ten Robert meine Hand bestimmt, doch höflich, ab. Er las meiner Mutter seinen Brief vor; sie billigte ihn, und er siegelte ihn nun in meiner Gegenwart.

Es war mir lieb, Julie, daß man gar keine Rücksicht auf mich nahm. Diese Ungerechtigkeit machte mich entschlossen. Hat denn nur das Herz des Bruders Rechte? fragte ich ihn bitter. „Rechte nicht, Emilie, die nicht auch du hättest;“ gab er mir zur Antwort. Er wendete sich an unsere Mutter, und gestand ihr, daß er Henrietten liebte, daß er entschlossen wäre, sie zu heirathen.

Meine Mutter war vor Erstaunen Anfangs ganz starr. Nach einer Weile stand sie auf, legte ihre Hand auf meine Schulter, und sagte fest: „ich gebe dir nie meine Einwilligung, obgleich Valce von deinem Stande ist! nie, nie! Wäre er unter deinem Stande, so würde ich dich nur mit Abscheu ansehen und keines Wortes würdigen.“ Sie wendete sich mit einem stolzen Wesen um, und wollte aus dem Zimmer gehen. Mein Bruder legte einen Augenblick die Hand an die Stirn; dann

hielt er die Mutter sanft zurück, und stellte ihr vor, welche Rechte seine Geliebte auf ihn hätte. Sie wurde gerührt; und nun holte er Henrietten, die bald mit dem edelsten Anstande, mit dem Stolze eines hohen Bewußtseyns, herein trat. Mein Bruder sprach mit der innigen Beredtsamkeit der Liebe, und betheuerte, daß er nie einer Andern seine Hand geben würde. Meine Mutter willigte, nach einem kurzen Sträuben, ein. Jetzt sagte Henriette: „Ich habe einen Bruder; dessen Einwilligung ist nöthig, und ich weiß nicht, wo er jetzt seyn mag." Meine Mutter hatte, freilich nur ungern, in meines Bruders Verbindung mit Henrietten gewilligt; ich aber sollte das Opfer seyn. Mein Bruder schickte seine Antwort an Robert wirklich ab. Als ich ihm seine Ungerechtigkeit vorwarf, sagte er kalt: „welche Rechte hat denn Valce auf deine Hand?"

Die Rechte der Natur, der Liebe, der Menschheit! — Doch dafür haben sie keinen Sinn.

8.

Robert an Augustin.

Cour de Vale.

Hier schicke ich dir, was ich an Emiliens Mutter schrieb; und was der Bruder antwortete. Ich liebe sie unaussprechlich, und sie liebt mich. Was soll ich thun, Augustin?

Robert Valce.

Antwort.

„Schweigen!“ würde ich vor zehn Jahren gesagt haben; schweigen, weil man dem Gesetze gehorchen muß. Doch jetzt, Robert? Ich komme. Du liebst das Mädchen, und das Mädchen liebt dich. Die Natur ist für dich, und das Gesetz dazu. Wen hätten wir sonst noch zu fragen! Der Brief des Herrn Bruders sieht aus, wie der Anfang einer Ehrensache aus der alten Zeit. Nun, dazu könnte Rath werden. Ich komme. Hat das Mädchen Muth, so . . . Der Unvernunft mag ich gern Gewalt entgegen stellen, weil

Gewalt das Einzige ist, was sie scheuet. Leb wohl. Ich bin es überdrüßig, vergebens zu suchen.

Augustin.

9.

Emilie an Julien.

Lanzerre.

O Julie! Bei meiner Mutter ließ sich ein Fremder melden. Es trat ein schön gewachsener Mann mit einem edlen Anstande in das Zimmer; ich habe nie einen Mann gesehen, dessen ganzes Aeußere so vielen Muth angekündigt hätte — nur meinen Robert ausgenommen. Sein Gesicht war von der Sonne verbrannt, seine Augen funkelten. Er warf einen Blick auf mich, und küßte mir die Hand, ohne meiner Mutter ein Wort zu sagen; was uns denn natürlicher Weise befremdete. Ich liebe Sie, Emilie, sagte er; liebe Sie unendlich. Wir erschraken Beide. Meine Mutter rief sehr laut, und mein Bruder trat in

das Zimmer. Jetzt wurden wir noch bestürzter; denn mein Bruder warf sich dem Fremden in die Arme, und jauchzte laut: „deine Schwester!" (Der Fremde stand erwartend, die großen, feurigen Augen weit geöffnet, da.) „Sie ist hier! — Henriette!" rief mein Bruder zu der Thür hinaus.

Henriette kam. O, welche Scene! Der Fremde war meines Bruders edelmüthiger Retter. Ich athmete und dachte kaum; denn — wie konnte das enden, da der Fremde wieder seine Blicke auf mich heftete, vor denen mich schauderte, so zärtlich sie auch waren! Mein Bruder sagte endlich: Ich liebe deine Schwester, und sie liebt mich. Gieb mir mehr, als mein Leben, gieb mir deine Einwilligung!

„Du bist also," fragte er ernst, „Basson Rovere, Emiliens Bruder? Gieb mir die Hand deiner Schwester, Basson."

Und wer sind Sie, mein Herr? fragte meine Mutter, sehr empfindlich. Zwar der Retter meines Sohnes . . .

„Wer ich bin?" (Seine Augen funkelten

doppelt). „Der Retter Ihres Sohnes! Dieser Titel könnte, dächte ich, der Mutter schon genug seyn. Bei Quiberon fragte ich nicht erst: wer bist du? und eben so wenig mein Freund, der mit seiner eigenen Brust das Leben Ihres Sohnes beschützte. Ich schlug an, und würde Den niedergeschossen haben, der Ihren Sohn hätte tödten wollen. Man wußte, daß ich Manns genug war, mein Wort zu halten. Vasson, du liebst meine Schwester; ich die deinige. Gieb mir, was ich dir gebe."

Mein Bruder stand verlegen da. Du liebst sie? fragte er endlich.

„Unendlich!" antwortete jener mit funkelnden Blicken: zärtlicher, brüderlicher, als wenn ich sie noch mehr liebte; denn — ich suche ihre Hand nicht für mich, sondern für einen Mann, der mir lieber ist, als ich selbst: für eben den Mann — so wendete er sich zu mir —, der mit seiner Brust das Herz Ihres Bruders bedeckte, auf den zehn Menschen die Gewehre angelegt hatten. „Sie, Emilie," (fuhr er zärtlich fort) „sind von dem Schick-

sale bestimmt, die schönste Belohnung des edelsten Herzens zu werden, das je in der Brust eines Mannes schlug."

O Julie, ich zitterte nur, und konnte nicht reden. Emilie, sagte mein Bruder; er ist der Retter meines Lebens! O, meine theure Mutter, geben Sie meinem Retter Ihre Tochter!

Ein Opfer habe ich dem Retter meines Sohnes gebracht, mein Sohn! sagte meine Mutter sanft, doch fest.

„Welches?" fragte der wilde Fremde. — Meine Mutter verbeugte sich. Er blickte seine Schwester an, und sie schien ihm mit den Augen zu winken. Sogleich fuhr er fort: „Daß Herr Basson Rovere seine Hand der Tochter eines Pachters giebt? Eins also, Madame, wollten Sie den Rettern Ihres Sohnes bringen. Nun, so sey denn die Hand Ihrer Emilie das Opfer."

Wohl, erwiederte meine Mutter, wenn es die Hand meines Sohnes nicht zu seyn braucht.

„Nein!" sagte der wilde Mensch mit

Blicken voll Muthwillens: „denn — meine Schwester ist eine Gräfin d'Aumale. Unser Vater starb . . . Doch daran darf ich nicht denken." Meine Mutter umarmte die junge Gräfin, und der Graf rief mir zu: „so bist du mein, geliebte Emilie, und wirst die Gattin meines Freundes!" Ich erblaßte und zitterte. Meine Mutter fragte: ist Ihr Freund von Adel? — „Von so gutem, wie irgend Jemand hier im Hause und in ganz Europa." Nun, Julie, war ich verloren. — Und er liebt sie? fragte mein Bruder. — Der Graf lächelte, und nahm meine Hand.

Ich riß sie los. Mein Bruder umarmte mich; meine Mutter liebkos'te mir. Der Graf sah mich lächelnd an, und sagte: „Emilie, als wir Ihren Bruder in Sicherheit gebracht, und drei Tage im Gebirge ohne Erquickung umhergeirrt hatten; da legte mein Freund, der eigentliche Retter Ihres Bruders, sein bleiches Gesicht an diese Brust, und seufzte: „ich sterbe! Aber Vasson hat — das weiß ich durch einen Bekannten — eine Mutter und eine Schwester, denen sein

Tod die Herzen gebrochen hätte. Ich sterbe für sie Alle. Als er Sie dann gesehen hatte . . ."

Wo sah er mich? fragte ich ihn lebhaft.

„In — Deutschland. Als er Sie gesehen hatte, da sank er, mit der innigsten Liebe zu Ihnen im Herzen, an meine Brust, und sagte: ich liebe sie unaussprechlich, stärker, als ich es je für möglich gehalten hätte, und werde sterben, wenn sie nicht mein wird. Nun versprach ich ihm, der auch mir das Leben mehr als Einmal gerettet hat, daß Sie sein werden sollten. Emilie, glauben Sie mir: ein edleres Herz hat nie in eines Mannes Brust geschlagen. O, wenden Sie Ihre Blicke nicht von mir ab! Ich bitte für den Retter Ihres Bruders; und, bei Gott! Ihr Bruder bekommt die Hand meiner Schwester nicht eher, als bis ich weiß, daß mein Freund durch Sie glücklich werden soll."

Da umringten sie mich Alle, Mutter, Bruder und die Gräfin. Alle liebkos'ten mir, alle baten mich; selbst meine Mutter bat, anstatt zu befehlen. Ich reichte endlich zit-

ternd, vergehend, dem Grafen meine Hand, und versiegelte das Opfer, welches ich der Großmuth brachte, durch eine lange Ohnmacht.

„Sie ist sein!“ rief der Graf, als ich wieder erwachte, halb außer sich, und stürzte aus dem Zimmer. Alle waren um mich her beschäftigt, und auf einmal riefen sie alle: er kommt! er ist da! — O, Retter meines Lebens! rief mein Bruder laut und freudig. „Emilie ist dein!“ sagte der Graf. — Mir wollten die Sinne schon aufs neue vergehen. Doch, da hörte ich — o Gott! welche Stimme! — Ich schlug die Augen auf, und sah Robert, meinen geliebten Robert, in den Armen seines Freundes und meines Bruders, vor mir.

Ich schrie vor Freude auf, und sank in seine mich umfassenden Arme. O Valce! rief ich; mein Valce!

Valce? rief mein Bruder nach; und nun hatte er den Schlüssel des Räthsels.

Wir alle waren überrascht; denn niemand, auch der Graf nicht, wußte Anfangs, daß

ein gütiges Schicksal unsere Lebensgeschichte schon vorher in einander verflochten hatte, ehe unsere Herzen eins waren. Er selbst erfuhr erst hier, daß Er und Robert meinen Bruder gerettet hatten. Robert gestand mir nachher, er sey zu seinem Heroismus in Bretagne durch ein unerklärbares Etwas angetrieben worden. Vielleicht, meinte er, sey es eine Aehnlichkeit, die mein Bruder mit irgend einer ihm werthen Person gehabt habe, und seine glückliche Physiognomie gewesen.

10.

Dieselbe an Ebendieselbe.

Cour de Vale.

Er ist mein, Julie! Mein Herz möchte unter der höchsten Seligkeit der Erde erliegen, und täglich wird sie noch größer! Nichts stört unser Glück, unsre Ruhe. Meine Mutter liebt jetzt den edlen Robert; wer könnte ihn auch nicht lieben! Seine und Augustins Tugenden haben sie auch mit den Republikanern

ausgesöhnt. „Das Schicksal, sagte sie noch gestern zu mir, stellte Deinen Mann meinem Sohne gegenüber. Gott Lob, daß er da stand! denn er rettete meinen Sohn, und macht dich glücklich. Nein, jetzt will ich niemanden mehr hassen; ausgenommen den schlechten Menschen, welche Cocarde er auch tragen, und zu welcher Parthei er auch gehören mag."

Beklagen, lieben, und, wenn er mein Feind ist, ihm verzeihen, setzte mein Robert hinzu.

„Der gute Robert!" so sagt jetzt auch meine Mutter, mein Bruder, und wir Alle.

Julie, dein Vater wird bald zurückkehren dürfen. Mein Schwager Aumale hat es durch Bekanntschaften dahin gebracht, daß sein Nahme in dem Verzeichnisse der Emigrirten ausgestrichen wird. So werde ich dich denn bald wiedersehen, meine Julie; und du siehst deine glückliche Emilie wieder! Gewiß wirst du dann bald mit uns Allen sagen: „der gute Robert!"

III.

Die Mutter oder die edle Rache.

1.

Starkenbach.

Schicken Sie Ihre Briefe hieher nach Starkenbach, lieber Ahlberg; denn mein schöner Plan ist gänzlich gescheitert. Ich hatte kaum Zeit, mich an Leonardo's da Vinci herrlichem Gemählde des schönsten, edelsten Weiberkopfes zu weiden — erinnern Sie Sich, wie oft wir, in Entzücken verloren, vor diesem seelenvollen Gemählde standen? — da verließ ich Brüssel, sagte dem Rhein mit klopfendem Herzen Lebewohl, eilte durch Westphalen, ohne anzuhalten, und war heute, gerade an dem Tage, den meines Vaters Brief mir bestimmt hatte, zu Hause.

Nie in meinem Leben habe ich eine unangenehmere Empfindung gegen die Men-

schen gehabt, als da ich das diesseitige Ufer des Rheins betrat. O, dachte ich: als ich noch eine Mutter hatte, da war alles anders! Was darf ich von einer Stiefmutter sagen, da meine eigene Mutter, welche mir die Erfüllung meiner Wünsche hätte zusichern können, sie mir so kalt abschlug! Das ganze unglückliche Verhältniß meiner Eltern war mir nie so drückend gewesen, als da ich selbst darunter leiden mußte. Ich Egoist! Jetzt konnte ich es mir nicht leugnen, auch sagte ich es mir auf jeder Station hundertmal vor: mein Vater und meine Stiefmutter haben Recht; denn meine Reisen, so einfach ich auch lebte (was denn am Ende eben nicht so gar einfach gewesen ist), kosteten dennoch Summen, welche nur die Liebe meiner Eltern zu dem einzigen Sohn, und meine unbegränzte Leidenschaft für das Reisen unbeträchtlich nennen durften, und welche meine Stiefmutter, sobald sie die Einnahmen und Ausgaben unseres Hauses kannte, und einen Blick auf die Zukunft warf, wohl für allzu groß halten konnte. Das wußte ich; aber

dennoch blieb meine Phantasie an dem Worte „Stiefmutter" hangen.

Ich fühlte gehässige Empfindungen; denn — wurden meine Eltern nicht geschieden, so sah ich jetzt die Schweiz, im nächsten Frühjahr Italien, und so weiter. Sie kennen ja meinen schönen Plan! Das alles mußte ich nun aufopfern; und wofür? —

Ich schrieb, sobald ich den Befehl zur Rückkehr erhielt, an meine Mutter, und ließ sie merken, daß die Vernichtung aller meiner schönen Plane von meiner Stiefmutter herrühre. Zwar schämte ich mich ein wenig; aber dennoch hoffte ich, meine Mutter sollte mir, um meine Stiefmutter ihren Willen nicht haben zu lassen, die Summen geben, welche ich brauchte. Sie antwortete mir aber: es thue ihr leid, daß ich meine Wünsche nicht erreiche; indeß werde es gut seyn, wenn ich dem Befehle meines Vaters gehorche.

Ich las und erstaunte. Das schrieb meine Mutter, die mich so zärtlich liebte; und schrieb es so kalt! In diesem Augenblicke

fühlte ich eine gewisse — ich weiß nicht welche — Lähmung meiner Empfindungen. Ein gehässiger Dämon flisterte mir zu: du bist eben so von deiner Mutter geschieden, wie dein Vater! — Bei der Scheidung theilten sich meine Eltern in ihre Kinder. Der Vater behielt mich; die Mutter meine Schwester. „Und ist dieser Brief," dachte ich erbittert, „nicht eben so kalt wie die Scheidungs-Urkunde? Ich bin ihr Sohn nicht mehr!" —

Nun wohl! sagte ich dann, ganz kalt, und bestellte die Pferde. Und doch, wenn ich wieder an meine Mutter dachte, diese edle Frau, welche in dem leidenden Herzen die tiefste Ruhe einer sanften Weisheit hat — Ich machte einen Umweg von einigen Stunden, und kam nach Valenstedt, wo sie mit meiner Schwester lebt.

Ich brach ab, lieber Ahlberg. Es war nöthig, daß ich mich von dem Andenken an diese Tage erholte, um nicht die Erbitterung gegen meine Stiefmutter allzu stark werden

zu

zu lassen, die ich jedes Mal fühle, so oft ich daran denke, daß ich meine Mutter gesprochen habe.

„O mein Karl!" rief sie, als sie mich sah, in einer heftigen Aufwallung von gewiß sehr zerreißenden Gefühlen. Ihr Auge brach in Thränen, was bei meiner Mutter sehr viel sagen will. In dieser Ueberraschung entfielen ihr einzelne Worte, Sylben möchte ich sagen, oder nur Seufzer, die sie in den Armen ihres Sohnes nicht zu unterdrücken vermochte, und die in meiner Brust, die ohnedies voll bitterer Empfindungen war, einen heftigen Aufruhr verursachten. Er ist mein Vater, sagte ich; darum muß ich schweigen, geliebte Mutter!

„Das heißt," erwiederte sie, in einem Augenblick sich fassend: „du wüßtest viel Böses zu sagen, wenn er nicht dein Vater wäre? — Junger Mensch!" setzte sie, mit dem sanften freundlichen Stolze, den Sie ja kennen, hinzu: — „urtheile nicht so dreist über einen Zufall, eine Verkettung von unvermeidlichen Umständen, die deinem Vater den Schein

des Unrechts geben!" Nun ging sie mit mir im Garten auf und nieder, und sagte mir, was ihre Scheidung von meinem Vater veranlaßt hätte, daß sie unvermeidlich gewesen wäre, daß aber die Schuld mehr in der menschlichen Schwäche, in unerwarteten Zufällen, als in Vorsätzen oder in dem Charakter meiner Eltern, und auch meiner Stiefmutter, läge. O, mein Freund, Sie sollten gehört haben, wie sie selbst für die Intriguen meiner Stiefmutter die scheinbarsten Entschuldigungen fand! — und gar nicht mit der eitlen Prätension eines Menschen, der seinen Feind entschuldigt, um ihn noch hassenswerther, oder sich selbst noch edler, noch unschuldiger, zu machen. Sie verschwieg das Böse dieser Frau nicht; doch zeigte sie mir, wie viele Fädchen, die nicht aus dem Herzen meines Vaters und meiner Stiefmutter gekommen wären, zu der Scheidung beigetragen hätten, und in der That so deutlich, daß ich selbst nicht umhin konnte, meine Stiefmutter zu entschuldigen.

„Doch," hob sie aufs neue an, indem sie meine Hand ergriff, und sich auf eine Bank niedersetzte — „laß mich so unschuldig und die Andern so schuldig seyn, wie du willst; ganz unschuldig aber ist selten ein Mensch, außer in deinen Büchern," (das Letztere sagte sie mit einer gewissen Wehmuth) — „was dann! Was meinst du, daß wir thun könnten? Gesteh nur, daß deine Seele nicht ganz frei von Haß gegen die Frau deines Vaters ist! Wir Menschen — ich wünschte, mein Sohn, du begriffest das, und mit dir alle jungen Leute, die eine fleckenlose Tugend, oder gar keine wollen! — wir Menschen müssen oft dem Drange der Umstände nachgeben. Dein Vater fehlte vielleicht nur Einmal, und vielleicht nur durch eine allzu weiche Gutherzigkeit. Ich rechnete zu viel auf eine Liebe, deren Gewalt die Zeit vermindert hatte. Jene Frau, die du so gern allein schuldig finden möchtest, ist sehr achtungswürdig: eine gute Hauswirthin, eine vortreffliche Mutter, und nur nicht frei von dem Fehler der Eitelkeit. Ich beleidigte sie,

weil ich sie nicht kannte; sie machte mich unglücklich, weil sie mich für boshaft hielt. Aus diesen kleinen Fehlern und Irrthümern entstand die Zerrüttung einer glücklichen Familie. Was uns übrig bleibt, ist sonst nichts, als das Gute, was dabei noch seyn kann, zu retten; und das, mein Sohn, ist in den meisten Fällen das Beste, was der Mensch thun kann, was er aber selten thut, weil er dem Antriebe einer blinden Rache nicht zu widerstehen weiß. Ich that, was ich konnte; ich lös'te das theure Band meiner Ehe, weil es nun einmal gelös't werden mußte, so sanft als möglich, und gab der Frau, die mich zu diesem Schritte zwang, wenigstens keinen Grund zu neuem Haß, der nur dich, mein Sohn, treffen könnte. Dieser Vorfall hat uns Alle auf einen Punkt gestellt, der uns so leicht gänzlich entzweien kann. Laß es daran genug seyn, mein Sohn, daß wir, ich und dein Vater, getrennt sind, und mache den Riß nicht noch größer. Dein Vater fürchtet in dir einen stummen Richter, seine Frau einen heimlichen Feind. Wen man

fürchtet, den kann man nicht lieben. Der Haß, die Zwietracht werden sich weiter verbreiten, wenn du deinem Vater und seiner Frau nicht die Furcht vor dir benimmst. Von dir, mein Sohn, wird es abhangen, ob noch ein Band der Liebe zwischen deinen Eltern bleiben soll: ihre Kinder."

Hier ließ sie ihren Thränen freien Lauf, und ich versprach ihr in dieser wehmuthsvollen Stunde, das Band nicht zu zerreißen, welches uns Alle noch zusammen hielt. Sie schilderte mir jetzt den Charakter der Frau, mit der ich von nun an leben sollte, und bat mich, so schnell als möglich weiter zu reisen, daß ich den Befehl meines Vaters genau erfüllte.

Als ich Abschied von ihr nahm, drückte sie mich noch einmal zärtlich an ihr Herz, und sagte in einem unbeschreiblich rührenden Tone: „Mein Sohn, ich würde glücklich seyn, wenn dein Vater mich achtete, und deine neue Mutter mich nicht haßte. Geh! Der Mensch kann viel. Bedenk, daß ich dann erst recht unglücklich seyn würde, wenn dein

Vater auch vergessen müßte, daß du sein Sohn bist. Du kannst es hindern, wenn dir das Gute mehr gilt, als das anscheinende Recht, das die Fehler deiner Stiefmutter dir gegeben haben. Geh, und der Himmel sey mit dir! Vergiß nicht, daß die Einigkeit mit deiner Stiefmutter deinen Vater in den Augen der Welt entschuldigen wird, daß ihr Haß gegen dich für ein neues Vergehen deines Vaters gelten könnte, so unschuldig er auch daran seyn möchte. Du hast meine Ruhe, den guten Nahmen deines Vaters, und sogar die Reue deiner Stiefmutter, in deiner Gewalt, ein heiliges, von dem Schicksal dir anvertrauetes Gut. Geh vorsichtig damit um!"

Ich verließ sie mit dem Vorsatz, ihren Befehl genau zu befolgen, obgleich diese großmüthige Güte mir meine Stiefmutter noch mehr zuwider machte. Je näher ich dem väterlichen Dorfe kam, desto unangenehmer wurden meine Empfindungen. Ich wollte sie gern unterdrücken, und suchte mir meine Stiefmutter unter den angenehmsten

Gestalten vorzustellen; doch ich vermochte es nicht. So überließ ich mich denn endlich den besseren Eindrücken, welche der Anblick der Gegend auf mich machte, in der ich als Knabe so froh und glücklich gewesen war.

Guter Gott! wie enge fand ich jetzt den Raum, der dem Knaben ehemals so unermeßlich schien! Und wie gewaltig schlug dennoch mein Herz für dieses Wäldchen von hundert Birken, in das ich sonst nur mit Schauder treten konnte! Wie zog meine Blicke noch jetzt der kleine Teich an sich, in dessen Ecke voll schaukelnder Rohrhalme ich meine zahlreiche Flotte von Nußschalen und Birkenrinde sonst barg!

Meine Empfindungen waren sanfter geworden. Jetzt hätte ich mehr verzeihen wollen, als einen Nahmen, den die Erfahrung vielleicht eben so oft gesegnet, als geschmähet hat. „Sie ist doch meine Mutter!" sagte ich versichernd zu mir selbst, als der Wagen vor dem Hofthore still hielt, welches ich gerade verschlossen fand.

Es war Niemand zu Hause, den ich kannte,

ausgenommen ein alter Bedienter, der, so lange ich lebe, in unserm Hause gewesen, und durch seine Theilnahme an allen Schicksalen meiner Eltern, durch seine gutherzige, rührende Treue, gleichsam ein Mitglied unserer Familie geworden ist. Der alte ehrliche Gottlieb empfing mich mit einem Freudengeschrei, dem aber sogleich ein Paar schwermüthige Blicke folgten, wobei er mir die Hände drückte, und Worte fallen ließ, die mir einen eben nicht sehr tröstlichen Kommentar des Wortes „Stiefmutter" zu enthalten schienen.

Bald nachher kam mein Vater mit meiner Stiefmutter von einem Spaziergange zurück, und ich ging ihnen auf den Hof entgegen. In meiner Mutter Gesichte stand das Wort „Stiefsohn" eben so leserlich geschrieben, wie vielleicht in dem meinigen das Wort „Stiefmutter." Selbst mein Vater war kälter, fremder gegen mich, und sogar unruhig. Solche Momente sollte man so geschwind als möglich endigen; doch man sucht sich durch eine höfliche Freundlichkeit

zu helfen, die ein gerades Herz nur noch mehr ängstiget.

Diese Freundlichkeit kleidete Keinen von uns Dreien; und da ich jetzt auf einmal den alten Gottlieb, mit der Hand auf den nassen Augen, in der Ferne bemerkte, so wurde ich seltsam erschüttert, und fiel, in dem Ueberwallen meiner Empfindung, meinem Vater mit Heftigkeit um den Hals. Es drangen Thränen in seine Augen, und er drückte mich an sein Herz. Wir waren Beide tief gerührt. Doch mitten in dieser wehmüthigen Empfindung hatte ich Besonnenheit genug, meine Mutter zu beobachten. Sie schien mir die zärtliche Stellung, in welcher ich mit meinem Vater dastand, nicht zu betrachten, sondern zu berechnen. Was aber ihre Empfindung auch seyn mochte — ich warf mich jetzt mit einem offnen Herzen an ihre Brust, und sagte: meine theure Mutter, ich bitte um ihre Liebe, als um eins von den besten Geschenken meines Lebens. Das sagte ich eifrig, heftig, aus vollem Herzen. Sie antwortete auf die übelste Art, auf

welche sie antworten konnte: höflich und kalt. So ging der Augenblick, der uns hätte in ein leidliches Verhältniß zu einander bringen können, ungenützt verloren.

Mein Vater zeigte mir mein Zimmer, und sah mich lange mit scharfen Blicken und bedeutend an, als wollte Er meine Gedanken, oder als sollte ich die seinigen errathen. Er drückte mir die Hand, und wir gingen Beide, gewiß gerührt, aber — ich möchte fast sagen, eben darum kälter, aus einander, als es sonst geschehen seyn würde. Niemand von uns Dreien weiß die Miene und die Haltung zu finden, die er machen und annehmen müßte; und das, dünkt mich, guter Ahlberg, ist schon allein hinreichend, auch die besten Menschen zu entzweien. Meine Stiefmutter beträgt sich gegen Jedermann sehr artig und angenehm, nur gegen mich nicht. Sie lächelt mir zwar zu, wie jedem Andern; dies Lächeln ist aber so zweideutig, so lauernd, so — falsch, möchte ich sogar sagen, daß ich mir Mühe geben muß, nicht finster auszusehen, wenn sie lächelt.

Von meiner Mutter schweigt man gänzlich. Das verdrießt mich, ob ich mir gleich gestehen muß, daß es das Beste ist, was man thun kann; denn — lobte diese Frau meine ehrwürdige Mutter, so würde ich das für Spott halten: oder spräche sie Uebles von ihr; o Himmel! Und doch ist mir dies Stillschweigen sehr zuwider. Irgend etwas muß, wird geschehen, das fühle ich. Die schwarze Wolke, die uns Allen drohet, kommt immer näher. Wir ziehen sie recht absichtlich herbei, ohne daß man zu einem von uns Allen sagen könnte: schuldig! Deshalb habe ich die Einladung meiner Tante in Schlesien, sie zu besuchen, mit Vergnügen angenommen. Mein Vater sagte nicht Ja und nicht Nein, als ich ihm einige Stellen aus dem Briefe meiner Tante vorlas; den Brief selbst konnte ich ihm nicht in die Hände geben. Meine Tante achtet und liebt meine Mutter außerordentlich. Eben darum ist sie eine unversöhnliche Feindin meiner Stiefmutter; und dieser Haß blickte deutlich aus ihrem Briefe hervor.

Meine Stiefmutter, die den Haß der Tante gegen sie kennt, wurde roth, als ich bei Tische mit meinem Vater von der Reise sprach, und warf einen scharfen, feindseligen Blick auf mich. Dieser Blick erregte mein Mitleiden, ich weiß selbst nicht, wodurch. Ich hoffe, sagte ich zu ihr, mit einer kleinen Verbeugung: die Tante soll mich, wenn ich zurückkomme, begleiten. Das sagte ich so ehrlich und treuherzig, wie möglich. Sie verstand mich, und nun sagte sie auf einmal, gerührt: „wie sehr würde ich Ihnen Dank wissen, wenn Sie das bewirkten!" Sie schlug die Augen nieder, hob die Serviette vor das Gesicht, und trocknete sich heimlich ein Paar Thränen ab.

Ich hoffe es mit Zuversicht, erwiederte ich lebhaft, und küßte ihr die Hand. Sie stand gerührt vom Tische auf, und ging aus dem Zimmer. Mein Vater schwieg, und kritzelte mit der Gabel auf den Teller, als ob er an die Versöhnung seiner Schwester nicht glaubte.

Ich reise wirklich ab; denn unser Be-

nehmen ist wieder das vorige. Meine Stiefmutter trauet mir nicht; und so bleibt jeder erste Schritt zur gegenseitigen Eröffnung unserer Herzen unbenutzt.

2.

Graßberg.

Wie gut und wie böse doch die Menschen zu gleicher Zeit seyn können! Meine Tante ist die gutmüthigste Frau von der Welt, die meinen Vater und meine Mutter von Herzen liebt, die von dem kindlichsten Gehorsam die strengsten, frömmsten Begriffe hat; und dennoch —

„Gut!" rief sie mir, ehe ich noch aus dem Wagen gestiegen war, entgegen: „gut, daß du kommst! Du bist mein Erbe, mein Sohn; und mit meinem Willen sollst du deines Vaters Haus nie wieder betreten!" Das sagte sie in Gegenwart mehrerer Domestiken. Kaum war ich in ihrem Zimmer, so verwünschte sie mit immer steigender Hitze meine

Stiefmutter, und betheuerte, daß sie sich ganz von uns lossagen würde, sobald ich nur Miene machte, meinen Vater wieder zu sehen — meinen Vater, ihren leiblichen Bruder, den sie in der That sehr herzlich liebt.

Ich ließ den Sturm vorüber geh'n, erzählte ihr, um sie zu beruhigen, den Besuch bei meiner Mutter, und ihre guten Lehren über das Betragen, das ich gegen meine Stiefmutter beobachten sollte. Doch damit goß ich nur Oel in das Feuer. Sie verschonte sogar meine Mutter nicht, für die sie doch sonst die größte Hochachtung hat, und schalt sie eine empfindsame Heuchlerin. Kurz, ihr Haß war so stark, daß ich es nicht einmal wagen durfte, meiner Stiefmutter auch nur bei der gleichgültigsten Sache zu erwähnen.

Nach einigen Tagen legte sie mir einen Plan vor, der meinen Vater in die hülfloseste Armuth stürzen würde, und dessen Ausführung freilich ganz von ihrem Willen abhängt. Davor äußerte ich unverhohlen meinen ganzen Abscheu, und sagte unwillig:

ich werde mit meinem Vater alles theilen, Armuth und Elend. Alle Menschen müßten mich hassen und verabscheuen, wenn ich mich, mit wem es auch seyn möchte, auf einen Plan, meinen Vater unglücklich zu machen, einlassen wollte. Es ist ihr Bruder, Tante, und mein Vater! Wollen Sie ihn arm machen — nun, ich kann es freilich nicht hindern. Aber dann darf ich nicht Ihr Erbe seyn; denn was ich habe oder in der Zukunft haben werde, gehört meinem Vater, so gut wie mir.

„Und deiner Stiefmutter! nicht wahr?“ fuhr sie erhitzt auf.

Und meiner Siefmutter! antwortete ich ruhig und bestimmt.

Sie sah mich zornig und verachtend an. „Unnatürlicher Sohn!“ sagte sie recht bitter. „Also den Feinden deiner Mutter willst du helfen?“ Ohne auf meine Vorstellungen zu hören, verließ sie mich auf der Stelle.

Ich war in Verlegenheit, nicht meinetwegen; denn, was ich zu thun hatte, wußte ich. Aber mein Vater hatte mir bei meiner

Abreise von Hause gesagt: „du weißt, daß mein Wohl größten Theils von deiner Tante abhängt. Ich lege meine Zufriedenheit in deine Hände, und hoffe, mein Sohn wird vorsichtig mit dem Wohl seines Vaters umgehen."

Gegen Abend kam meine Tante wieder zu mir. „Recht!" sagte sie, mit einem eben nicht sehr ruhigen Gesichte: „der Sohn bleibt immer Sohn; und du bist freilich der Welt das anständige Verhalten des Sohnes gegen den Vater schuldig." —

Der Welt, erwiederte ich, (denn durfte ich hier heucheln?) — der Welt bin ich nichts schuldig, wohl aber meinem Vater Liebe. Die Welt wird, fürchte ich, meinen Vater streng richten, da seine Schwester, seine geliebte Schwester, ihr so hart das Beispiel dazu giebt. Ich aber bin sein Sohn, und darf nicht einmal wissen, daß er fehlen konnte. — Das sagte ich in dem zärtlichsten Ton, um sie zu rühren; auch erreichte ich meine Absicht. Sie umarmte mich mit großer Herzlichkeit, und sagte: „Ach, mein

Kind!

Kind! Die Mutter eines so guten Sohnes konnte der gefühllose Mann verstoßen! Und hätte deine Mutter die Scheidung verdient, er müßte ihr dennoch alles verziehen haben, da sie ihm einen solchen Sohn geboren hat."

So entflammte sich ihr Zorn aufs neue. „Doch ja!" sagte sie endlich, sich fassend; „soll ich doch in deiner Gegenwart nicht einmal sagen, was ich von ihm denke! Schon recht! Du bist ein guter Sohn; aber ich weiß, was ich zu thun habe."

Nun schwieg sie zwar von meinem Vater; desto bitterer sprach sie aber von meiner Stiefmutter und ihrer ganzen Familie, gegen die sie unversöhnlich ist.

Die Tochter meiner Stiefmutter lebt hier ganz in der Nähe bei Verwandten. Ich fühle sehr bestimmt, daß es schicklich wäre, sie zu besuchen, und berührte den Gedanken einmal; meine Tante wurde aber so aufgebracht, daß ich den Wunsch, das Mädchen zu sprechen, aufgeben mußte. Seitdem beobachtet sie mich so unablässig, als ob sie fürchtete, ich möchte sie heimlich zu sprechen

suchen. Sie hat mir in Ernst gedrohet, ohne alle Rücksichten ihre Rechte gegen meinen Vater geltend zu machen, sobald ich es mir einfallen liesse, die Tochter meiner ihr so verhaßten Stiefmutter auch nur zu sehen.

Ich sagte ihr, meine Stiefmutter würde ihre Härte mir zurechnen. Sie antwortete mir lächelnd: „das eben ist mir recht lieb; sie muß wissen, daß wir sie hassen!"

Ich darf meine Stiefschwester nicht sehen, um meinem Vater nicht zu schaden; aber nun bin ich auch des Lebens hier desto herzlicher überdrüßig, und der erste beste Vorwand, unter dem ich wieder nach Starkenbach zurückkehren kann, wird mir willkommen seyn. Adieu.

3.

Starkenbach.

Hier bin ich wieder in meines Vaters Hause. Meine Tante selbst gab mir die Veranlassung, wieder hieher zu gehen; doch — in

meiner Lage ist deshalb noch nichts gebessert. Meine Stiefmutter empfing mich kaum mit alltäglicher Artigkeit; mein Vater mit einer sehr finstern Stirn. In der That, das verdroß mich, da ich nichts weniger als einen solchen Empfang verdiente. „Ich hätte dir," sagte mein Vater, als ich mit ihm allein war — „wenn nicht kindliche Liebe, doch so viel gute Lebensart zugetrauet, daß du deine Stiefschwester besuchen würdest, da du ganz in ihrer Nähe gewesen bist." Als ich — mit Schonung der Tante, versteht sich — etwas zu meiner Vertheidigung sagen wollte, wendete er sich kalt von mir ab, und ging zu seiner Frau. Nun war es freilich besser, daß ich geschwiegen hatte; denn was konnte ich sagen, das ihn nicht noch mehr verstimmen mußte! So zerstört Eine Verletzung des häuslichen Glückes, der Naturgesetze, nach und nach alle Bande, welche die Natur für immer knüpfte. Das, mein Freund, ist das Fürchterliche einer Ehescheidung. Der Mann, der sich scheidet, setzt die Liebe, und sogar auch die Achtung, seiner Kinder, seine Vater-

empfindung auf das gefährlichste Spiel. Denn — mit welchem Auge kann der Sohn seinen Vater betrachten, der des Sohnes schuldlose Mutter aufhört zu lieben, und sie am Ende von sich stößt!

Eben hier, unter den Augen meines Vaters, ist es mir schwerer, gerecht gegen ihn zu seyn, als bei meiner Tante, die mich zum Hasse aufforderte. Jeder freundliche Blick, den er auf seine Frau wirft, scheint mir eine neue Ungerechtigkeit gegen meine Mutter; und doch habe ich dieser edlen Frau versprochen, meine widrige Empfindung nie zu äußern. Gott Lob! bis jetzt habe ich Wort halten können.

Heute wird meine Stiefschwester hier ankommen. Man hat es mir verschwiegen, wahrscheinlich, weil man nicht viel Gutes von mir hofft. Nun, um so artiger werde ich gegen sie seyn. — So eben kommt sie. Ich gehe ihr entgegen.

Als ich in das Zimmer trat, sagte meine Stiefmutter mit einer kalten, höhnenden Miene: „Da Sie in Schlesien nicht so gütig gewesen sind, meine Tochter zu sehen, so . . .“ Mit diesen Worten führte sie ihre Tochter auf mich zu, und in demselben Augenblicke schlugen wir, die Tochter und ich, ein lautes Gelächter auf, das gar kein Ende nehmen wollte. Mein Vater und meine Stiefmutter sahen das mit großer Befremdung, und noch mehr erstaunten sie, als ich des Mädchens Hand nahm, und in dem Tone eines alten Bekannten zu ihr sagte: so sehen wir uns endlich wieder, und so sind Sie meine theure Schwester? Ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich dem Himmel dafür danke, so nehmen Sie die Versicherung der brüderlichsten Liebe von mir an.

Sie bot mir die erröthende Wange, und es wurde aus diesem Kuß eine Umarmung, die nicht zärtlicher seyn konnte. — Und nun, lieber Ahlberg, hören Sie die Lösung des Räthsels.

Als ich bei meiner Tante in Schlesien

war, komme ich eines Tages hervor aus den Höhen bei dem Künast, einem romantischen Felsen, auf welchem eine sehr schöne alte Burg steht. Ich war gekleidet wie ein Jägerbursche, mit grauen Kamaschen, einer kurzen grünen Jacke, mit Tasche und Büchse. Gerade kam mir eine Gesellschaft von jungen Herren und Frauenzimmern entgegen.

„Lieber Freund," sagte einer von den jungen Herren, als er einen Blick auf meine Kleidung geworfen hatte, „will Er wohl so gut seyn, uns auf den Künast zu führen? Wir wollen Ihm gern unsre Erkenntlichkeit dafür beweisen."

Der Irrthum belustigte mich. Ich antwortete, ohne meinen Stand zu verrathen, lächelnd: sehr gern; und führte die Gesellschaft, wohin sie wollte. Das Er, womit ich jedes Mal angeredet wurde, setzte mich in gute Laune. Ich spielte die Rolle, die man mir nun einmal gegeben hatte, mit Vergnügen, und veredelte den Jägerburschen nicht mehr und nicht weniger, als nöthig war, ihn etwas interessant zu machen. Man

ließ sich mit mir in ein Gespräch ein — nun, wie man sich mit einem Burschen solcher Art einläßt. Die Herren fingen an mich zu necken, damit die Damen etwas zu lachen hätten. Ich ließ sie eine Weile ihren Spaß mit mir treiben; doch stufenweise, fast unmerklich, erhob ich mich. Man fing an, mir eine gewisse Achtung zu bezeigen, und befragte mich um meine Lebensgeschichte; denn ein Jäger, der so gut sprach, konnte doch kein gemeiner Mensch seyn. Ich gab aber vor: mein Vater wäre ein Bauer. Einer der Herren fragte, ob ich schon verheirathet wäre; und nun seufzte ich. Die Mädchen — was ein Seufzer am rechten Orte nicht thut! — sahen mich sogleich mit Theilnahme an. Alle drangen neugierig in mich, daß ich erzählen sollte; und nun gab ich ihnen einen Roman von einer unglückli n Liebe, der mitten im Erzählen mich selbst recht innig rührte. Ich hatte mich ganz in den angenommenen Charakter versetzt, und erzählte mit einer so erschütternden Wahrheit, daß mir und den Mädchen Thränen in den Augen standen.

Meine Geliebte machte ich zu der Tochter eines Landmannes, gab ihr aber sehr vielen natürlichen Verstand, auch einige Bildung des Geistes, und dabei das edelste Herz, das je in eines Mädchens Brust geschlagen hat. Man äußerte allgemein das Verlangen, sie kennen zu lernen, und erbot sich, mit einer wirklich rührenden Menschlichkeit, die Verbindung mit meiner Braut, so viel man nur könnte, zu befördern. Um aus der Verlegenheit zu kommen, in welche mich diese Gutmüthigkeit brachte, und wirklich dadurch gerührt, sagte ich mit dem Tone des unterdrückten Weinens: ach! sie ist todt!

Alle schwiegen nun eine lange Minute, und sahen zur Erde nieder. Glauben Sie mir, Ahlberg, ich war sonderbar erschüttert, und dabei zugleich verlegen. Wir hatten bisher, um auszuruhen, gesessen; jetzt stiegen wir die Höhe weiter hinauf, und man ließ mich voran gehen, als ob man meinen Schmerz nicht stören wollte. Schweigend und ernst folgten mir alle; und erst oben auf dem Künast kehrte die vorige Fröhlichkeit zurück.

Ich blieb in meiner ersten Stimmung, weil sie mir jetzt natürlich war. Jetzt wünschte man das Echo zu hören, welches hier in den Felsen außerordentlich schön ist. Der Mann, der hier gewöhnlich eine Trommel schlägt, und einige Schüsse thut, war gerade nicht zu Hause. So nahm ich denn aus der Jagdtasche meine Flöte hervor. Vielleicht habe ich in meinem Leben nie schöner, rührender und mit mehr Begeisterung phantasiert, als in diesem kleinen Kreise von Menschen, die, jeder auf einem Felsstück, horchend um mich her saßen. Ich blies lange, und schloß zuletzt mit einzelnen sanften, hinsterbenden Tönen.

Nun ging ich mit meiner Flöte in das finsterste Gemäuer, um meiner eigenen, sanften Empfindungen zu genießen. Ich hätte jetzt viel darum gegeben, wenn ich allein gewesen wäre. — Nach einiger Zeit kam ich wieder zum Vorschein. Meine Gesellschaft saß noch, wie vorher, im Kreise. Man mußte von mir gesprochen haben; denn, als ich mich näherte, schwieg alles, und war verlegen. Einer von den jungen Herren bot mir

stockend eine Handvoll Geld an, das sie vermuthlich zusammen geschossen hatten. Ich schlug es mit einer guten Wendung aus; jetzt bestürmten mich aber Alle, in der That ein wenig unbescheiden, es zu nehmen. Nur Ein junges Mädchen — ich wünschte, daß ich Ihnen das liebliche Gesicht beschreiben könnte — erröthete sanft, und brachte es, auf eine Weise, die mich ehrte, mehr durch Blicke, als durch Worte, bald dahin, daß man nicht weiter in mich drang. Als wir endlich wieder von den Felsen hinunter gingen, zögerte sie an einer Brombeerranke. Ich blieb bei ihr; und auf einmal redete sie mich mit einer schönen Gluth auf den Wangen an: „Werden Sie es mir abschlagen," sagte sie mit den lieblichsten Tönen, „ein Andenken anzunehmen, das Ihnen ein sehr gerührtes Herz giebt?" Sie zog einen ganz einfachen Goldring vom Finger, und gab ihn mir. Ich nahm ihn in der Verwirrung, worin ich mich befand, und nun war sie, durch das leichte, schwebende Laufen einer Atalanta, nach einigen Secunden wieder bei ihrer Gesellschaft.

unten am Felsen empfahl ich mich. Alle stiegen in ihre Wagen, ohne sich weiter um mich zu kümmern; nur jenes Mädchen allein warf mir noch einen gütig lächelnden Blick zu. — Die Gesellschaft fuhr den Weg nach Warmbrunn; ich aber setzte mich, und des Mädchens liebliches Gesicht stand immer vor meiner Seele. In schäferlicher Spielerei — doch, es war mehr! — hängte ich den Ring an einem Bande auf meine Brust. Den folgenden Tag wanderte ich in eben der Kleidung nach Warmbrunn. Das liebliche Mädchen ging mit einer andern Gesellschaft bei mir vorüber, erröthete, so wie sie mich bemerkte, lächelte mir mit seelenvollen Blicken zu, und sah mehr als Einmal nach mir zurück.

Nun sah ich meine schöne Gönnerin nicht wieder, so oft ich auch in Warmbrunn und in den umliegenden Gegenden umher streifte. Die Zeit zog ihren dunklen Schleier über die liebliche Gestalt des Mädchens in meiner Seele; doch ganz konnte sie mir das Andenken an die Ergießung eines schönen Herzens gegen einen Unglücklichen nicht rauben.

Dieses Mädchen nun ist — meine Schwester, lebt mit mir unter Einem Dache; und wenn das Schicksal, oder mein Herz, aus diesen Fäden, die der Zufall so schön oder so fürchterlich zusammenknüpfte, nicht etwas webt, so — — Wie komme ich dazu, daß ich bei diesem Gedanken meine Feder niederlege und die Hände fröhlich zusammenschlage! Als ob nicht das finsterste Schicksal die Fäden mit zerstörenden Händen ergreifen könnte! — Ich mag nicht weiter daran denken!

Genug, sie bot mir erröthend die Wange, sagte leise, in einem angenehm scherzenden Tone: „o, Komödiant!" und ich nahm sie mit der höchsten Innigkeit in meine Arme. Meine Stiefmutter lächelte, zum ersten Male mit Güte, drückte mir die Hand, und fragte in dem Tone der Vertraulichkeit: also Ihr kennt einander schon? — „Kaum weiß ich," antwortete ihre Tochter, „ob ich ihn jetzt kenne." Und dabei drohete sie mir mit dem Finger. Ihre Mutter und mein Vater waren neugierig. Wir sagten ganz einfach, und, wie verabredet, übereinstimmend; daß ich sie auf

dem Künast umhergeführt, und daß sie mich für einen Jägerburschen gehalten hätte. Nun änderte sich der Ton meiner Stiefmutter gegen mich auf einmal sehr merklich. Sie wurde freundlicher, mein Vater aber mit jedem Augenblicke nachdenkender; denn — kurz und gut, wir, ich und Julie (so heißt die Tochter meiner Stiefmuter) waren durch unser Wiedersehen, in dem Verhältnisse als Schwester und Bruder, so überräscht, daß ich wenigstens meine Empfindung für sie sehr schlecht verbarg.

Ich hoffe, sagte die Mutter, mit einem frohen Blicke auf mich und ihre Tochter: wir wollen recht glücklich werden! Und nun ging sie mit ihrer Tochter bald in ein Nebenzimmer, wahrscheinlich um dieser etwas Näheres von ihren Hoffnungen zu sagen, die — was kann ich dafür! — auch die Hoffnungen meines Lebens sind.

Mein Vater ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und sah mich mehrere Male mit gerunzelter Stirn und finstren Augen an. Endlich sagte er leise und abgebrochen:

„Mein Sohn, deine Schwester scheint einen nicht unangenehmen Eindruck auf dich gemacht zu haben; ich bitte dich aber," — er sprach immer leiser und unruhiger — „sey vorsichtig! Dein Glück, unser Aller Ruhe, und, noch mehr als das, der Friede, der unseren Herzen noch übrig ist, steht auf dem Spiele. Deine Tante ist unversöhnlich; sie wird mir meine Heirath nie verzeihen. Ueberliessest du dich nun gewissen Empfindungen für deine Schwester, so natürlich sie auch seyn möchten: so würde das uns Alle unglücklich machen! Du glaubst nicht, wie viel es mir kostet, mein Sohn, dir das zu sagen." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort, mit Blicken, die sich zu benetzen anfingen: „es ist unmöglich! Alles wäre verloren! alles! Ich bitte dich, mein Sohn, bedenke das!"

Er führte mich sanft an die Thür. Ich verließ ihn, und fand beim Nachdenken, daß er nicht Unrecht hatte, oder vielmehr — ich finde es nur jetzt so, da ich mich in eine ruhigere Stimmung hinein geschrieben habe; denn Anfangs schien es mir, als ob eine

Verbindung mit meiner Schwester alles wieder in Ordnung bringen müßte, was jetzt zerrüttet ist: in meinen Träumereien lieh ich meiner Tante und meiner Mutter meine eigenen Empfindungen.

Das Vermögen meiner Tante? Nun, ich kann nicht leugnen, daß es mir gar nicht gleichgültig ist, ob ich einmal ihr Erbe seyn werde, oder nicht. Aber für den Besitz dieses Mädchens? Ich schämte mich, daß mein Vater nur daran denken konnte. Doch — würde ich es jemals wagen können, das Herz meiner Mutter durch eine Heirath mit der Tochter ihrer Feindin so tief zu kränken, so schwer zu beleidigen? Das Mädchen ist an allem unschuldig, und ich bin das nicht weniger; doch — würde das meine Mutter beruhigen? Ich fühle, ich weiß, daß meine Mutter ihrem Sohne ein so schweres Opfer bringen würde. Aber — dürfte ich es annehmen? soll sie alles, alles aufopfern, und wir nichts, gar nichts?

Irre ich mich, lieber Ahlberg, wenn ich in der Hand eines bösen Schicksals schon

die schwarzen Fäden zu dem Gewebe meines Lebens sehe?

4.

Starkenbach.

Welch ein Engel, welch ein guter Geist, wird die finsteren Nebel, die so giftig über uns Allen, Schuldigen und Unschuldigen, hangen, zerstreuen! Da stehen wir Alle muthlos, mißtrauisch, gehässig, feindselig gegen einander. Ich fürchte, mein Vater kann es sich nicht länger verhehlen, daß er an allem Elende Schuld ist, das uns eins nach dem andern aufreibt. Er will eine Verbindung zwischen mir und der Tochter seiner Frau nicht zugeben; meine Stiefmutter aber wünscht sie, und nimmt nun meines Vaters Widerwillen dagegen für Abneigung gegen sich und ihre Tochter: sie glaubt, er bringe dieses Opfer seiner geschiedenen Frau oder seiner unversöhnlichen Schwester. Ich liebe Julien mit Leidenschaft, weil sie unbeschreiblich liebenswürdig

würdig ist, habe aber nicht den Muth, dem theuren Mädchen, das auch mich liebt, wahrhaftig liebt, zu sagen: ich liebe dich! Meine Stiefmutter hat längst errathen, daß ich ihre Tochter liebe; nun glaubt sie, mein kaltes Betragen gegen Julien rühre von einem Befehl meiner Mutter her, und so hat ihr Haß gegen diese edle Frau neue Nahrung, und bricht in vollen Flammen aus. Mit der stärksten Erbitterung sagte sie neulich zu ihrer Tochter: „mein Kind, ich wollte dir an deinem Vater einen Beschützer, an deinem Bruder einen Freund geben; leider! gab ich dir, anstatt dessen, Feinde, die dem Hasse einer unversöhnlichen Frau nur allzu gut dienen, und, um uns nicht glücklich werden zu lassen, die heiligsten, wohlthätigsten Gefühle der Natur unterdrücken." Was mein Vater dabei leiden muß, können Sie Sich leicht denken; gewiß aber haben Sie keinen Begriff davon, wie dieser heftige Sturm ganz entgegengesetzter Empfindungen nach und nach mein Inneres zerstört, so daß ich mich zuweilen auf dem Punkte fühle, gleich-

gültig — gegen mein Glück? O wäre es nur das, so dürfte ich nicht klagen! — nein, gleichgültig gegen das Glück der edlen, geliebten Julie zu werden. Sie, die unsere Verhältnisse nicht kennt, weil sie während der Zeit, da meine Eltern sich scheiden liessen, in Schlesien lebte, die nichts hört, als ihre über Härte klagende Mutter, und nun natürlicher Weise einen gewissen Unwillen über meine Mutter haben muß, die sie nur aus den Schilderungen der ihrigen kennt; sie, die mich still, aber tief empfindend liebt, der festen Meinung ist, jene Erzählung auf dem Künast sey wahr, meine Geliebte lebe nicht mehr, und ich könne die Todte noch immer nicht vergessen, und die sich nun in hoffnungsloser Liebe verzehrt — sie allein dauert mich, sie allein erregt in meiner Brust die schmerzlichsten Gefühle. Und doch sehe ich kein Ende, keinen Ausweg. Meine Tante hat vor Kurzem an meinen Vater geschrieben; und gleich nach dem Empfange dieses Briefes verbot er mir ganz bestimmt, je an Julien zu denken. Auch meine Mutter ist, muß ich

glauben, mit im Spiele; denn sie läßt gar nichts von sich hören. Mein Vater verbirgt seiner Frau das Verhältniß, worin er mit seiner Schwester steht, und muß es ihr, fürchte ich, verbergen. So ist denn Ein Herz gegen das andre gewendet; ein stummes, finstres Mißtrauen unterdrückt jedes schöne, freundliche Wort auf unserer Zunge, und giebt jedem gleichgültigen einen giftigen Stachel, so wie jeder Aeußerung von Empfindlichkeit, auch der leisesten, den Schein des bittersten Hasses.

Wir sind sehr unglücklich! Meine Mutter hat Rache, ohne sie gewollt zu haben; mit ihr ist der Friede aus unsern Herzen gewichen. Ein einziges Wort, eine Erwähnung meiner Mutter, selbst die kälteste, erregt in unserm Hause oft einen Sturm, den tagelanges Nachdenken, den die besten Vorsätze, den die hellste Vernunft nicht ganz beruhigen kann.

Ich mag Ihnen nichts von meinen rührenden Unterredungen mit Julien sagen, nichts von den Augenblicken, in denen sich ihr schö-

nes Herz mir öffnete, und sich mir gänzlich hingab. O, ich würde mich, von den Gefühlen meines Herzens überwältigt, in ihre Arme geworfen haben, wenn die sanft klagende Stimme meines Vaters und sein ehrwürdiges, wehmüthiges Gesicht mich nicht zurückgehalten hätten.

Aber wird mich das immer zurückhalten? wird nicht endlich einmal die sanfte, liebevolle Wehmuth der trauernden Geliebten mächtiger auf mich wirken, als der Befehl meines Vaters? Und was dann! was dann! O, nichts anderes, als Verzweiflung!

5.

Starkenbach.

Ahlberg! Julie ist fort. Nach einer Unterredung zwischen meiner Stiefmutter und meinem Vater, die sich mit dem heftigsten Unwillen endigte, und wobei sie meine ehrwürdige Mutter, als die Urheberin ihres Unglücks und als die Ursache von dem Leiden ihrer

Tochter verwünschte, — in ihrem Zorne verrieth sie ganz deutlich, daß ihr Julie ihre stille Liebe entdeckt hatte — nach dieser Unterredung packte sie die nöthigsten Sachen ihrer Tochter ein, und als ich mit meinem Vater von einem Spazierritte (auf dem er mir, wie ich, leider! fürchten muß, nur den kleinsten Theil von den Wunden seiner Seele zeigte) wieder zurückkam, war Julie abgereis't.

Ich war, wie erstarrt, und beinahe hätte mich die Heftigkeit meiner Empfindungen verrathen. Mein Vater sagte wenig; ich sah aber, daß Juliens Abreise sein Wunsch gewesen war. Meine Stiefmutter vergaß sich in ihrer Heftigkeit; sie stichelte auf seine Scheidung, und warf ihm, gar nicht undeutlich, sein Verstoßen meiner Mutter vor. Die Geduld, womit er dies ertrug, zeigte mir, daß er sich im Herzen denselben Vorwurf machte.

Mein Vater behandelt seine Frau jetzt wieder mit der zartesten Hochachtung und Liebe; und eben das thue auch ich: denn

jetzt darf ich ihr wenigstens die Liebe zeigen, die ich für ihre Tochter empfinde — was in der That eine Art von Trost für mich ist. Auch scheint sie das zu fühlen, und giebt nun die ganze Schuld ihrer zerstörten Hoffnung meiner Mutter, die sie denn natürlicher Weise noch um so stärker haßt. Ich fürchte, es ist etwas vorgegangen, das ich nicht weiß; denn an dem Tage nach Juliens Abreise sagte ihre Mutter triumphirend: „sie soll wissen, die unversöhnliche Frau, daß ich sie hasse, daß ich sie verachte!" — Gleich nachher schrieb sie einen Brief, und schickte ihn in aller Stille auf die Post.

Nun denn! ist es so gut?

Vorgestern wollte ich heimlich einen Besuch bei meiner Mutter machen; denn der Himmel weiß, welche Hoffnungen noch immer tief auf dem Grunde meiner Seele liegen. Ich traf sie nicht an; sie war den Tag vorher verreis't, und Niemand konnte mir sagen, wohin. Ihre Abwesenheit würde sehr lange dauern, sagte der Verwalter; das schließt er aus der Menge von Sachen, und der großen

Summe Geldes, die sie mitgenommen hat. Geheim ist die Reise übrigens auch; denn sie hat Postpferde genommen, und nicht ihre eignen.

Also, auch die Hoffnung zertrümmert! — Ich war fest entschlossen, meiner Mutter zu entdecken, daß ich liebe, und sie über das Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden zu lassen. Nun, Ahlberg! ist es denn so gut? Und muß der Sohn die Sünde des Vaters tragen? — Der Himmel verzeihe mir diesen unnatürlichen Ausbruch des Schmerzes! Nein, mein unglücklicher Vater muß den Schmerz seines Sohnes tragen. — Ich entdeckte ihm meine unbeschreibliche Liebe zu Julien. „Auch das noch!" sagte er, und trat, gebeugt, als wollte er sich dem drückenden Schmerze entziehen, einen Schritt zurück. „Also auch du bist unglücklich?" fuhr er fort. „Ist denn meine Schuld so groß?" Bei diesen Worten warf er einen herzzerreißenden Blick zum Himmel hinauf. Ich erröthete über mein unmännliches Klagen. Seitdem suche ich ruhiger zu scheinen, als ich bin,

und diese Anstrengung, dieses Opfer, macht mich wirklich ruhiger. O, jede Tugend hat ihre Belohnung, was auch die Philosophen dagegen sagen mögen! Adieu.

6.

Julie an Henrietten.

Giersdorf.

Hier bin ich wieder in deiner Nähe, liebes Jettchen, und mich dünkt, mein Gram ist leichter, schöner geworden. Er ist jetzt nur die sanfte Thräne in einem frommen Auge, das dadurch verschönert wird. Seitdem mir meine Mutter gesagt hat, daß er mich liebt, und es nur, um den Haß seiner Mutter zu befriedigen, verbirgt — seitdem bin ich viel ruhiger. Er liebt mich ja! und sein Muth, der ihm doch immer ehrwürdig bleibenden Mutter ein solches Opfer zu bringen, rührt mich, anstatt mich unwillig zu machen. Genug, er liebt mich. Aber auch seine Mutter

muß er lieben, ob sie gleich wohl nicht die beste Frau seyn mag.

Du weißt noch, wie es uns erschütterte, als er auf dem Kůnast sagte: „sie ist todt!" ob er gleich nur ein Jägerbursche zu seyn schien. Auch jetzt wird er sagen: „sie ist für mich dahin!" und durch seinen schmerzlichen Ton alle Herzen erschüttern. O, gewiß er liebt mich!

Ich bin schon zweimal wieder auf dem Kůnast gewesen. Meine Gesellschaft wußte nicht zu begreifen, wie mich jede Stelle, wo er saß, wo er stand, wo er sagte: „sie ist todt!" so still, so wehmůthig, froh machen konnte. Freilich wußte niemand, was ich dachte. „Armes Mädchen!" sagte meine Tante theilnehmend, als ich mich zwischen die Felsen hinsetzte, wo Er damals saß. Da stiegen Thränen in meine Augen. Ja, wohl, armes Mädchen! dachte ich, und war nur froh, daß niemand wußte, mit wem ich hier gewesen war.

Alle lachten über mich, ausgenommen eine Mamsell und ihre Mutter, die ich schon des-

halb sehr lieb haben würde, wenn sie auch nicht so gütig gegen mich wären, wie sie es wirklich sind, weit mehr sind, als ich es verdiene. Sie machten ganz zufälliger Weise die Bekanntschaft meiner Tante, und seitdem sind sie fast unzertrennlich von uns. Madame Breiten, eine reiche Frau, wie es scheint, hat hier in Giersdorf ein kleines Haus gemiethet, weil es ihr in Warmbrunn zu laut, zu lärmend ist. Ach, Jettchen! du glaubst nicht, wie gut Mutter und Tochter sind! Ich möchte beinahe sagen, die Mutter noch mehr, als die Tochter. Oft, wenn die Mutter mich an ihr Herz nimmt, das freundliche Gesicht voll Vertrauens auf mich wendet, meine Wange streichelt, und so gütig nach der Ursache meines Kummers fragt — dann kann ich mich kaum enthalten, ihr mein ganzes Herz zu öffnen. Und wer weiß, was noch geschieht! Meine Tante hat mir erlaubt, einen Monath mit der Madame Breiten in Warmbrunn zuzubringen. Und darf ich dir wohl sagen, warum mich das so glücklich macht? Mutter und Tochter kennen Beide meinen Stiefbruder

(sie sind aus dem Magdeburgischen), und halten ihn für einen edlen Menschen.

Manchmal denke ich sogar, sie haben schon in mein Herz gesehen; denn es ist, als ob sie mir zu Gefallen von ihm redeten. Auch seine Mutter kennen Beide, und erklären sie für eine rechtschaffne Frau. Ich mag nicht sagen, was ich weiß; denn, Jettchen! was habe ich armes Mädchen ihr denn gethan, daß sie mich so, ach! so sehr unglücklich machen muß!

Wenn du doch auf einige Tage nach Warmbrunn kämest, liebes Jettchen! Den 8ten werden wir hin fahren. Gutes Kind! ich weine viel; doch unglücklich bin ich eben nicht. Und wenn seine Mutter eine so rechtschaffne Frau ist, wie Madame Breiten und ihre Tochter sagen, so könnte ja am Ende noch alles gut gehen; denn, wenn sie mein nasses Auge sähe, wenn sie fühlte, wie mein Herz so ängstlich schlägt, und das alles für ihren Sohn —: meinst du nicht, liebes Jettchen, daß sie dadurch gerührt werden müßte? Ich träume mir bisweilen: wenn ich sie einmal spräche, und ihr dann sagte, was ich

fühle, was ich denke: daß ich sie gar nicht hasse, und daß ich so unglücklich, so sehr unglücklich bin! Aber wenn ich sie wirklich spräche, so würde ich kein Wort hervorbringen können; und — den stummen Schmerz versteht ja sonst Niemand, als ich, und der Himmel, und die stillen Felsen hinter unserem Garten, an deren kaltes Gestein ich oft meine glühenden Augen und mein heißes Herz drücke, und abkühle.

7.

Dieselbe an Dieselbe.

Warmbrunn.

Komm nur nicht, liebes Jettchen. Ich muß wieder von hier weg: Madame Breiten und ihre Tochter wissen mein Geheimniß; und nun kann ich die Augen nicht mehr vor ihnen aufschlagen, ohne zu erröthen: denn ist es nicht häßlich, wenn ein Mädchen einen Mann liebt, der nicht um sie angehalten hat?

Ich muß fort. O, hätte ich ihnen nur erst gesagt, daß ich nicht bleiben kann! Beide sind so gütig gegen mich, und lieben mich so herzlich. Ach! und wenn ich nun fort bin, so wird mich wieder hieher verlangen; denn — sie geben ja meinem wunden Herzen Hoffnung. Aber — gestanden habe ich ihnen nichts. Fort muß ich. Komm nur nicht; ich muß fort!

8.

Warmbrunn.

O, liebe Henriette! Madame Breiten ist seine Mutter, und ihre Tochter ist seine Schwester. Höre nur, wie ich das erfahren habe! Ich faßte endlich den Muth, ihnen zu sagen, daß ich wieder nach Giersdorf wollte, und suchte allerlei Entschuldigungen hervor; da breitete die Mutter die Arme aus, nahm mich an ihre Brust, und benetzte mich mit Thränen. Ich weinte laut, ohne zu wissen, worüber. Nun nannte sie mich hundertmal

ihre Tochter, ihre geliebte Julie; nun sagte sie mir: sie wäre die Mutter meines Stiefbruders, und hätte sich unter einem fremden Nahmen an mich gedrängt, um zu beobachten, ob ich ein gutes Mädchen sey, und ob ich ihren Karl auch wirklich liebe. Dann versprach Sie mir, ich sollte glücklich werden. Ach, Jettchen! da fiel ich ihr zu Füßen, und bat — ich weiß selbst nicht, um was: um ihre Liebe, um ihren Segen. Sie zog mich wieder an ihre Brust, und küßte mich, und segnete mich. Und nun waren wir Alle so betrübt, und so gut, daß wir schluchzten und beteten. O Jettchen! hätte mir die gute Mutter in diesem Augenblicke befohlen, einen Becher voll Gift aus ihren Händen zu nehmen — ich würde ihn getrunken haben, und voll Liebe an ihrem Herzen gestorben seyn. Glaube mir, Jettchen, in den Armen der Mutter hatte ich den Sohn vergessen. Ich fühlte keinen Gram mehr, kein Mißtrauen, keine Furcht, und war so stark, so edel, so groß, daß ich Leben und Liebe nicht höher achtete, als irgend eine Kleinigkeit.

Sie sagte mir nachher, ein gutes und gerührtes Herz wäre immer stärker, als das Leben. Und sie hat Recht; denn ich fühlte mich so stark, daß ich meine Liebe hätte überwinden, und dazu lächeln wollen.

Nun habe ich ihr versprechen müssen, keinem Menschen auf der Erde von dem allen etwas zu sagen. (Dich nahm ich in Gedanken gleich aus.) Von ihr hängt mein Glück nicht so sehr ab, wie von der Schwester meines Stiefvaters, die nicht weit von hier in Grasberg wohnt, wohin wir nun wollen. Ich heiße nicht mehr Julie Lehn, sondern Julie Breiten, und soll mir unter diesem Nahmen die Liebe der Tante erwerben, welche eine herzensgute Frau seyn soll, bis auf den Unwillen, den sie auf meine Mutter geworfen hat, weil sie, wie meine edle Freundin sagt, die guten Eigenschaften derselben nicht kennt. Du kannst dir leicht vorstellen, wie ängstlich ich bin. Ich soll mich verstellen. Werde ich das können? wird nicht meine Furchtsamkeit alles verrathen? werde ich am

Ende, anstatt Liebe, nicht die Verachtung dieser Frau gewonnen haben? —

O, Gott! wenn meine Mutter wüßte, wie edel, wie unbeschreiblich gut diese Frau ist, welche sie ihre Feindin nennt! — Wenn ich bisweilen vor ihr niederkniee, und ihre Hände mit Küssen, mit Thränen bedecke, so meint sie, ich thue es darum, weil sie mir die Hoffnung meines Herzens wieder gegeben hat. Aber nein! dann bitte ich ihr heimlich das Unrecht ab, welches ihr meine Mutter thut.

Wir fahren schon morgen nach Grasberg. Schreib mir jetzt ja nicht! oder doch unter der Adresse: An Julie Breiten. Vergiß das nicht! Ich bin so sehr ängstlich. Man will mich beruhigen; aber — ist und bleibt es nicht eine Art von Betrug? Die Mutter meines Karl sagt: „Nein; wir geben der Tante nur Gelegenheit, dich kennen zu lernen. Nachher mag sie thun, was sie will." O, wie glücklich es mich macht, daß sie mich Du nennt! Leb wohl!

9.

Dieselbe an Dieselbe.

Grasberg.

Liebe Henriette, alles geht gut. Welche Menschen! O nein, wenn ich einmal mit recht bösen Menschen zu thun haben sollte, so will ich nicht vergessen, welche gute Menschen auf der Erde leben!

Anfangs ging es mir hier recht übel; denn die Schwester meines Stiefvaters haßt meine Mutter unbeschreiblich. Ich mußte täglich hören, mit welcher Härte sie von dieser sprach. Ohne den Rath und den Trost meiner mütterlichen Freundin hätte ich es gewiß nicht ausgehalten.

Nun hörte ich unsere Wirthin, als die Hofräthin mit ihrer Tochter einen Besuch in der Nachbarschaft machte, die Scheidungsgeschichte derselben erzählen; und das Herz zerriß mir in der Brust, wenn ich dachte, daß nur die Hälfte von dem allen wahr seyn könnte. Meine Mutter wäre dann nicht unschuldig. Mir standen Thränen in den Au-

gen, als die Tante mir sagte, wie unglücklich die Hofräthin durch diese Scheidung geworden wäre, wie standhaft sie ihr Unglück ertrüge, und daß sie meinen Stiefvater noch immer liebte. O, wie war das alles möglich!

Ich fragte nachher die Hofräthin selbst; denn, liebe Henriette, jetzt habe ich das größte Vertrauen zu dieser schönen Seele. Sie erzählte mir dasselbe; alles war aber doch anders. Ich fiel ihr nun mit Freudenthränen um den Hals, weil ich denken konnte: nicht meine Mutter machte die beste Frau auf der ganzen Erde unglücklich; sondern Mißverständnisse thaten es. — „Ja," sagte sie zärtlich, „und die Tochter" — hier drückte sie mich inniger an ihr Herz, und schluchzte — „giebt meinem Herzen das Glück wieder, das die Mutter mir nahm." — O, guter Gott! werde ich diese Frau jemals genug lieben können?

Du kannst dir gar nicht denken, Henriette, mit welcher Güte und Feinheit sie mir die Gunst der Tante erwarb, die, bis auf den

Haß gegen meine Mutter, eine sehr gütige Frau ist. Mein Vertrauen in mich selbst nahm zu, je mehr ich bemerkte, daß die Tante meines Karls mir wohlwollte. Endlich, als sie mich wirklich liebte, sogar mehr liebte, als ihre eigene Nichte, ging die Hofräthin einen Schritt weiter. Sie schlug mir, wie scherzend, eine Verbindung mit ihrem Sohne vor. O, wie ich da erröthete! und wie mir das Herz so laut pochte, als sie sagte: „du kennst ihn ja, mein Kind! Es war der Jägerbursche, der dich auf dem Kunast umherführte." Die Tante fragte lächelnd nach der kleinen Begebenheit. Die Hofräthin erzählte, und schloß mit den Worten: „Noch jetzt, liebe Schwester, kann Karl das liebliche Mädchen nicht vergessen. Sie haben," fuhr sie fort, weil sie vergaß, was sie nur so eben von dem Jägerburschen gesagt hatte, „einander wieder gesehen, und . . ." Und? fragte die Tante glücklicher Weise, in fröhlicher Erwartung.

„Sehen Sie nur, wie roth Julie wird!"

antwortete die Hofräthin. Die Tante sprang auf, nahm mich in ihre Arme, war außer sich vor Freude, lief an ihren Sekretär, und sagte: nun will ich unsern Karl einmal anführen!

Jetzt trat die Hofräthin ernst — oder, wie nenne ich sonst ihre Miene voll Würde, voll Wehmuth und Liebe! — auf die Tante zu, und sagte: „Ehe Sie schreiben, liebe Schwester, giebt es viel zu bedenken!"

Nichts in der Welt, sobald Julie noch einmal roth wird! erwiederte die Tante, und griff nach dem Briefpapier.

„Julie liebt meinen Karl, und Er liebt sie. So weit die Natur, der Himmel mitzusprechen hat, wäre alles richtig. Aber — Julie hat kein Vermögen; ich könnte beinahe sagen: sie ist arm, fast gänzlich arm."

Ei, so mache ich sie reich. Schwester, wie soll ich das nehmen! Ist das Ihr Ernst? Julie und Karl lieben einander. Wen haben wir nun noch zu fragen! Hat hier eine Leidenschaft, welche es auch sey, etwas einzu-

wenden? Julie liebt ihn, und ist ein holdes, gutes Geschöpf. Mehr brauche ich nicht zu wissen.

„Ja, liebe Schwester, noch mehr!" Ich wurde blaß, und zitterte. Die Tante trat auf mich zu, und sagte: erhole dich, Julchen, liebes, gutes Kind. Laß sie sagen, was sie will: du bist Karls Braut! Und will sie dich nicht zur Tochter, so will ich dich.

„Julchens Eltern," sagte die Hofräthin, „sind von geringem Stande; ihr Vater ist — ein Handwerker."

Hm! Schwester, ich verkenne Sie heute ganz. Desto achtungswerther ist Julie, daß davon in ihrem Betragen und in ihrem Gespräche gar nichts zu merken ist. Sie wird sich ihrer Eltern nicht schämen, und wir eines Mannes nicht, der seine Tochter so erzog.

„Er erzog sie nicht, Schwester. Juliens Vater . . . ihre Mutter — Doch, ich will abbrechen. Sie würden ihre Mutter hassen, wenn ich Ihnen sagte, wer sie ist und wo sie lebt."

Das ist wohl möglich! sagte die Tante, ein wenig verlegen. Aber — mit diesen Worten wendete sie sich zu mir — liebst du Karln, mein gutes Kind?

„Sie liebt ihn," antwortete die Hofräthin, „mit wirklicher Leidenschaft, und eben so mein Karl sie. Aber, so sehr er sie auch liebt, so nimmt er doch — eben um der Mutter willen, vermuthe ich — Anstand, durch sie glücklich zu werden."

Anstand? warum? (Die Tante wurde ein wenig heftig.) Ich frage: ist Julie ein gutes Mädchen? hat sie einen guten Ruf? ist ihr Leben ohne Tadel?

„Sie ist" — hier nahm die Hofräthin deine zitternde Julie mit Herzlichkeit an ihre Brust — „sie ist ein edles, liebes Mädchen, das frei zu dem Himmel aufblicken und jeden Menschen mit stolzem Bewußtseyn in die Augen sehen darf."

Und dennoch hätte der Bursche Anstand genommen? Das würde mich von dem jungen Menschen verdrießen, wenn es wirklich

so wäre; doch — ich stehe dafür, es verhält sich anders. Aber wer ist denn diese Mutter?

„Eine Frau, die Jedermann, wer sie kennt, achtet, eine sehr liebenswürdige Frau. Ihr Mann, der selbst vorzüglich achtungswürdig ist, liebt sie, und durch ihre Erziehung hat Julie alle die Tugenden, um derentwillen sie auch von Ihnen, Schwester, geliebt wird. Ueberhaupt ist der Ruf dieser Frau vollkommen gut."

Aber mein Gott! sagte die Tante, noch hitziger; wenn nur der vierte Theil von dem allen wahr ist, so wird Julie Karls Frau: dafür stehe ich Ihnen. Was sagten Sie denn aber so eben von ihrer Mutter! Wie soll ich die seltsamen Räthsel verstehen? Sey ruhig, Julie, mein liebes Kind! du wirst Karls Frau. — Nun so sagen Sie mir doch endlich: wer ist denn ihre Mutter?

„Ihres Bruders jetzige Frau!" antwortete die Hofräthin in großer Bewegung.

Die Tante war ganz starr, und sah die

Hofräthin eine Weile schweigend an. Also, sagte sie endlich langsam, und legte eine Hand an die Stirn: Julie ist . . .

„Karls Geliebte, Karls theure, edle Geliebte, meine gute Tochter, Ihre Nichte."

Die Tante wendete sich um, und ging aus dem Zimmer.

Ich weinte. Die Schwester meines Karl sprach mir Muth zu; die Hofräthin sagte nachdenkend: „Jetzt verspreche ich mir wenig von meiner Schwägerin, sehr wenig. Wäre sie bei der überraschenden Entdeckung heftig geworden, so hätte ich Hoffnung; doch ihr kaltes Weggehen . . .?" Sie war in großer Unruhe, und hatte Thränen des Mitleidens in den Augen.

Nach einer halben Stunde kam die Tante mit einem kalten, entschlossenen Gesichte wieder zu uns herein. Frau Schwester, sagte sie kalt; selbst wenn ich weniger aufgebracht über die Mutter der Mamsell hier wäre, so würde ich doch über diese unwürdige Mummerei — mag einmal so heißen, was ich

wohl mit einem härteren Worte benennen dürfte, — unwillig geworden seyn. Was Sie zu thun haben, geht mich nichts an. Doch nie gebe ich Karln meine Einwilligung zu einer Heirath mit Mamsell Lehn; und wagt er es, sie dennoch zur Frau zu nehmen, so — das versichre ich Ihnen, bei Allem, was uns Beiden theuer und heilig ist — bekommt er von meinem Nachlaß nicht einen Heller, und Ihre Tochter wird meine Erbin.

„Lassen Sie uns einander recht verstehen!“ erwiederte die Hofräthin ernst und sanft. „Karl wird dieses edle Mädchen, das Sie lieben, das Sie selbst noch vor einer halben Stunde in Schutz nahmen, nicht entbehren wollen, weil das Glück seines Lebens auf ihr beruhet. Und wenn Sie dann meine Tochter zu Ihrer Erbin ernennten, so — ich bin Ihnen jetzt die innersten Gedanken meines Herzens schuldig — so hoffe ich von ihr, sie würde eine rasche Handlung ihrer geliebten Tante (an die Sie, eine so edle Frau, nur in einer leidenschaftlichen Aufwallung denken können) wieder gut machen.“

Das heißt? fragte die Tante.

„Das heißt: meine Tochter würde ihrem guten Bruder zurückgeben, was Sie selbst in einer besseren Stunde, als die gegenwärtige, für ihn bestimmt hätten. Sie sehen, ich liebe, wo es auf meinen Vortheil ankommt, die Mummereien gar nicht. Können Sie auch gegen mich hart seyn, liebe Schwester?"

Hm! nun wohl! Für mein Vermögen werde ich ja irgend einen Menschen finden, der es nicht in die Familie bringt, die mir nun einmal verhaßt ist!

„Sie selbst sagten vorhin von Julien..."

Was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr; wohl aber habe ich Gefühl für die Beleidigungen, welche die Mutter der Mamsell Lehn Ihnen zugefügt hat.

„Und dieses liebe Mädchen soll für das Unrecht ihrer Mutter büßen? Guter Gott!" Sie drückte mich, gerührt und mit Innigkeit, an ihre Brust.

Wenn das nicht Heuchelei ist, Frau Schwe-

ster, sagte die Tante unwillig, so muß ich es für Gefühllosigkeit halten.

„Es ist Liebe zu diesem unschuldigen, guten Mädchen; Mutterliebe zu meinem Karl, und Gerechtigkeit gegen mich selbst. Ich will die Mutter dieses Mädchens zwingen, mich wenigstens zu achten, wenn sie mich nicht lieben kann.“

Nein, sagte ich jetzt, wie außer mir: meine Mutter wird Sie lieben, Frau Hofräthin. Auch Sie — so wendete ich mich an die Tante, und faßte ihre Hand; sie riß sich aber so gewaltsam von mir los, daß ich der Hofräthin in die offnen Arme taumelte. „O, mein Kind!“ sagte diese mit zärtlicher Heftigkeit; „du sollst glücklich seyn, du und mein Sohn! — Sie also, Frau Schwester, fragte sie, von mir aufblickend, ohne alle Bitterkeit: — „Sie entziehen Sich meinem Sohne und seiner Braut gänzlich?“

Gänzlich! und ich werde ja sehen, ob sein Vater eine Verbindung zugeben wird, die mir so äußerst zuwider ist. Schwerlich habe ich das zu fürchten.

„So bedaure ich, liebe Schwester, daß ich allein mir Ihren Unwillen zuziehen werde; denn diese Verbindung ist so gut wie geschlossen. Wir, ich und meine Tochter, treten Karln unsre Güter ab; und so wird er Ihr Vermögen, wenn auch nicht Ihre Liebe, entbehren können. Auf den Fall, der jetzt eintritt, ist, obgleich mein ganzes Herz, das Sie wahrhaft liebt, sich dagegen empörte, schon alles gerichtlich gemacht." (Sie nahm Papiere aus Ihrem Arbeitskorbe hervor.) „Hier, liebe Julie, Braut meines Sohnes, nimm das! Reise zu deinen Eltern, und gieb das Karln, mit diesem Briefe. Er wird darin die rechten Mittel finden, alles ohne Aufsehen abzuthun."

Nimmermehr! sagte ich, als ich einen Blick in die Papiere geworfen hatte. Tausendmal lieber will ich unglücklich seyn, als Sie unglücklich sehen. Und nähme Karl diese Papiere, so hätte er mein Herz nie gekannt, so könnte ich ihn nicht länger lieben.

Die Hofräthin drang in mich, bestürmte

mich mit Bitten, befahl mir; aber, so furchtsam ich sonst auch bin, so hätte ich diese Papiere dennoch nicht genommen, und wenn auch ihr Haß die Folge davon gewesen wäre. Auch ihre Tochter bat mich dringend; ich blieb aber fest bei meinem Entschlusse. Die Hofräthin gerieth nun in Verlegenheit, und sagte mir endlich, ich möchte sie ruhig anhören. Jetzt brauchte sie die ganze Beredtsamkeit ihres Herzens, mich zum Annehmen der Papiere zu bewegen. Ich fiel ihr zu Füßen, und küßte ihre Hände, blieb aber fest bei meiner Weigerung. „Es ist Karls Eigenthum!" sagte sie endlich sehr ernst. „Was streite ich doch mit dem kleinen Starrkopfe! Julie, wie kannst du ausschlagen, was Karln gehört!"

Jetzt wurde ich furchtsam. Ich sprang auf, floh zu der Tante, und bat sie, mich in Schutz zu nehmen und nie zu erlauben, daß ich um diesen Preis Karls Gattin werden müßte.

Und Sie versprechen mir, Mademoiselle, daß Sie Karln nie heirathen wollen?

Nein, nein! antwortete ich laut. Gott sey mein Zeuge! — Ich hielt der Tante die Papiere hin.

Was machen wir denn nun mit den Papieren? fragte sie verlegen, und nahm sie nicht aus meiner Hand.

Dies! rief ich nun, und riß sie entzwei.

In diesem Augenblicke verließ uns die Tante, und, wie mir die Hofräthin nachher sagte, mit nassen Augen. So eben fing die Hofräthin an aufs neue in mich zu dringen; da trat die Tante wieder herein, gab mir ein Papier, und fragte: Julie, willst du denn dies?

Nichts! nichts! antwortete ich in der Verwirrung, ohne das Papier anzusehen. Die Hofräthin nahm es, und warf einen Blick hinein. Beide Schwägerinnen stürzten einander nun in die Arme, und dann umfaßten sie mich mit frohem Ungestüm. Durch das Papier schenkte die Tante Karln auf die förmlichste Weise ihr ganzes Vermögen, und behielt sich bis zu ihrem Tode nur so viel

von den Einkünften vor, als sie zu einem anständigen Leben auf dem bisherigen Fuße braucht.

O, Ihr guten Seelen! sagte die Tante weinend: wer kann bei Eurer Großmuth, bei Euren edlen Opfern, ungerührt bleiben! — Aber nun fort! nach Starkenbach! Ich werde mich ja auch mit deiner Mutter versöhnen können! — Sogleich ließ sie Anstalten treffen, und bestimmte die Stunde zur Abreise.

Die Hofräthin sollte uns durchaus begleiten; sie schlug es aber sehr fest ab. „Schwester," sagte sie; „wie kann ich Juliens Mutter das Glück ihres Kindes so theuer bezahlen lassen, daß sie mir, mir! danken müßte! Es ist genug, wenn sie weiß, daß ich sie nicht hasse, und nie gehaßt habe."

Morgen, so wie der Tag anbricht, reisen wir ab. Leb' wohl. O, ich bin so glücklich! Die Tante — „so ist sie!" sagt die Hofräthin — weiß jetzt ihrem Edelmuthe, ihrer Liebe zu mir, gar keine Gränzen zu setzen. Ihr Haß gegen meine Mutter hat sich verloren,

oder ist Liebe geworden. O, bin ich nicht ein glückliches Mädchen?

10.

Karl an Ahlberg.

Starkenbach.

Lieber Ahlberg, Julie ist mein. Die Tante ist versöhnt, und wir Alle sind glücklich, so glücklich, wie die höchste Tugend den Menschen machen kann. Meine Mutter — ich sage und schreibe diese beiden Worte jetzt immer mit der Ehrfurcht, die einem höheren Wesen gebührt — meine Mutter hat alles gethan. Wie sie es gemacht hat, finden Sie in den beikommenden Briefen meiner Julie, die ihr von ihrer Freundin auf ihr Verlangen wiedergeschickt worden sind. Als die Tante mit Julien auf den Hof fuhr und ausstieg, (Julie war in einen dichten Schleier gehüllt), rief mein Vater erschreckend: da

kommt

kommt meine Schwester! Er war sehr ängstlich, faßte die Hand seiner Frau mit einer bittenden Miene, und schwieg dennoch.

Meine Stiefmutter verstand ihn. Sie sagte: „sey ruhig! was zu ertragen möglich ist, werde ich ertragen." Ich führte meine Tante in das Zimmer. Sie verfärbte sich ein wenig; doch ging sie freundlich auf meinen Vater zu, umarmte ihn, und machte dann ihrer neuen Schwägerin eine sehr artige Verbeugung. „Eigentlich," hob sie auf einmal an, und gab mir ein Päckchen Papiere, „komme ich Karls wegen. Ich mache dich, lieber Bruder, zu deines Sohnes Schuldner. Er hat da eine Schenkung meines ganzen Vermögens unter einigen Bedingungen in der Hand; und zweitens, um ihn ganz zu etabliren, bringe ich ihm hier eine Braut, dieses junge Frauenzimmer." Sie können Sich leicht denken, lieber Ahlberg, wie unangenehm ich überrascht wurde. Ich wollte schon antworten; doch auf einmal schlug die Unbekannte ihren Schleier zurück, und ich warf mich in ihre Arme. Es war Julie, meine geliebte

Julie; und ein allgemeines Freudengeschrei segnete uns. „Das ist wider die Abrede!" sagte meine Tante ein wenig empfindlich; „doch es sey darum, mein geliebtes Kind!" Meine Stiefmutter stand mit offnem Munde, starr, wie eine Bildsäule, da. Endlich sagte sie in augenscheinlicher Bestürzung: Guter Gott! Julie! wie geht das zu? Wer . . . o! wer hat diese glückliche Veränderung . . .?

„Meine Schwägerin, die Hofräthin," antwortete die Tante ruhig, und sogleich ging sie, ich denke aus zarter Schonung, hinaus, nach dem Wagen zu sehen. Julie erzählte unterdessen, wie alles gekommen war. Meine Stiefmutter zerfloß in Thränen. Sie schwieg; doch auf einmal umarmte sie mich, und sagte zärtlich: O, mein Sohn!

Julie fuhr in der Erzählung fort. Das Anerbieten meiner Mutter, mir ihre Güter abzutreten, welches meine Julie schluchzend, wie außer sich, erzählte, brachte uns Alle in eine große, doch ganz verschiedene, Bewegung. Mein Vater war stumm und unruhig.

Ich sah mit funkelnden, triumphirenden Blicken umher. Meine Stiefmutter bedeckte das blasse Gesicht; doch unter ihren Händen rannen stille Thränen hervor.

Sie schwieg. Als aber meine Tante wiederkam, ging sie, mit einer in der That sehr schönen, sprechenden Miene auf sie zu, und sagte: „darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten? Ich will, ich muß die Hofräthin sprechen, und Sie alle müssen mich begleiten." — Wir, Julie, mein Vater und ich, sprachen sanft gegen dieses Vorhaben; die heftige Tante aber faßte den Gedanken sogleich auf, und setzte es durch, daß die Reise am nächsten Tage gemacht werden sollte. Mein Vater stellte sich am folgenden Morgen krank, oder war es wirklich, und blieb zu Hause. Er rief mich und Julien an sein Bett. „Sagt," hob er mit zitternder Stimme an — „sagt Eurer Mutter, daß . . . daß ich . . ." — Er verhüllte das weinende Gesicht in seine Decke. „Sagt, was Ihr gesehen habt!" so brach er schluchzend ab.

Wir Andren reis'ten. Je näher wir dem Gute kamen, auf welchem meine Mutter wohnt, in desto stärkere Bewegung gerieth Juliens Mutter. Als wir in das Zimmer meiner Mutter traten, rief diese, ohne ihre bisherige Feindin zu bemerken, Julien entgegen: „O, meine geliebte Tochter! bist du nun glücklich?" So wie Juliens Mutter ihre Tochter in den Armen meiner Mutter sah, knieete sie vor ihr nieder, und sagte bebend: Können Sie mir verzeihen? Meine Mutter wurde blaß, und zitterte. Doch sogleich hob sie Juliens Mutter auf, legte das Gesicht auf ihre Schulter, und weinte sanfte Thränen. „Verzeihung! Verzeihung!" wiederholte meines Vaters Frau.

„Ich habe längst verziehen," sagte meine Mutter. „Und jetzt, jetzt? Das ist mein Sohn und meine Tochter; es ist auch Ihr Sohn und Ihre Tochter. Wir Beide sind Mütter, und diese Kinder gehören ja uns Beiden. In ihren Armen müssen unsre Herzen nur Liebe empfinden." Sie zog uns in ihre bei-

derseitigen Umarmungen; dann warf sie sich erschöpft auf den Sofa.

„Jetzt, jetzt!" rief meine Stiefmutter in einer schönen Begeisterung, mit aufgehobenen Händen. „Ich habe sie gesehen, habe an ihrem Herzen gelegen; sie hat mir verziehen! O, sey glücklich, tugendhafte edle Seele! glücklicher, als ich je werden kann!"

Meine Mutter reichte ihr sanft lächelnd die Hand; und Beide umarmten einander stumm und lange. „Schwester!" lispelte endlich meine Mutter; dann ging Juliens Mutter aus dem Zimmer, und die meinige hielt sie nicht zurück, als sie sogleich wieder abreisen wollte. Julie bestellte in einem einsamen Augenblicke, was mein Vater ihr aufgetragen hatte.

„Kind," sagte meine Mutter ernsthaft: „schweig! Diese Bewegung eines Herzens durfte nur Gott sehen, kein menschliches Auge!" Nun ging sie sogleich in ein Nebenzimmer, das sie hinter sich zuschloß. Sie blieb lange aus, und als sie wieder zu uns kam, war sie sehr erschöpft.

Wir, ich und Julie, werden abwechselnd bei ihr und bei meinem Vater wohnen. Als wir abreisen wollten, flisterte sie uns noch zu: „sagt Euren Eltern, daß ich sie liebe; sagt ihnen, daß die Stunde kommen wird, wo ich sie mit stiller Ruhe werde sehen können. Ehrt und liebt Euren Vater! zwingt ihn, zu vergessen, daß ich noch lebe." Wir stiegen mit nassen Augen in den Wagen.

Nachricht.

Bei dem Verleger sind, außer vielen Schriften von August Lafontaine, auch folgende schönwissenschaftliche Schriften für die beigesetzten Preise zu bekommen:

Brinkmanns, K. G. von, Gedichte. Erstes Bändchen. Mit e. Vignette. 8. 804. Auf Schweizerp. 1 Thlr. 16 Gr. Auf Velinpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Dessen philosophische Ansichten. 1r Theil. 8. 806. 1 Thlr. 20 Gr. Auf Velinpapier. 2 Thlr. 4 Gr.

Buchholz, C. A., Marc-Aurel. 8. 806. 2 Thlr.

Cyanen, von K. Buchholz und F. Spangenberg. 8. 806. 16 Gr.

Friedrichsen, Scenen, aus der Erinnerung geschildert. Erstes Buch: Weiber. Zweites Buch: Männer. 8. 806. 1 Thlr. 10 Gr. Auf Velinpap. 2 Thlr. 4 Gr.

Koch, K. W., Gemählde der Revolutionen in Europa. Aus dem Französischen übersetzt von J. D. Sander. 3 Theile. gr. 8. 5 Thlr. Auf Velinpapier. 8 Thlr.

Langbein, A. F. E., Talismane gegen die lange Weile. 1ste — 3te Sammlung. Mit Kupfern und Vignetten von W. Jury. 8. 801 — 802. 4 Thlr. Auf Velinpapier. 6 Thlr.

Laun, Friedrich, Prinz Gelbschnabel. Ein Mährchen aus Gottliebs Papieren. 8. 802. 1 Thlr.

Dessen, das Schleppkleid, eine Kleinigkeit in hundert Kapiteln. 8. 18 Gr.

— lustige Erzählungen. 1s u. 2s Bändchen. 8. 803. 2 Thlr. 1s einzeln 1 Thlr. 2 Gr. 2s einzeln 22 Gr.

Märtyrer, die, der Liebe. Herausgegeben von J. S. 8. 805. 1 Thlr.

Nebenbuhlerinnen, die, von Karl Sebald. 2 Theile. 8. 806. 1 Thlr. 20 Gr. Auf feinem Papier. 2 Thlr. 8 Gr.

Werner, F. L. Z., Die Söhne des Thal's. Ein dramatisches Gedicht. Erster Theil: Die Templer auf Cypern. Zweite durchgängig vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer und einer Vignette. 8. 807. 1 Thlr. 16 Gr. Auf Schreibpapier, 2 Thlr.

Dessen, das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel. Erster Theil: Die Brautnacht. 8. 806. 1 Thlr. 12 Gr. Auf Velinpapier. 2 Thlr. 6 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 11

Berlin 1810

P.o.germ. 784-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113368-3
VD18 15446018-001